HEFT 7 JULI 1984 5 DM C 4143 E

Konkret

»Wir haben für 20 Jahre Reserven«

KONKRET-Interview mit Comandante Tomás Borge, Innenminister von Nicaragua

Und Jesus sprach zu seinen Jüngern:

»Folget mir, ich komme nach«. 1968 verweigerte sich das Proletariat der Militanz des **Daniel Cohn-Bendit** und seiner Avantgarde. Zur Strafe erhielt es den Abschied aus der Geschichte. 1984 kämpfen die Proleten ihre schwerste Schlacht, und die Radikalen von einst stehen als grüne Realpolitiker im sauren Regen. Die Fronten und auch den Wechsel beleuchtet dieses Heft

in konkret Juli 1984

Mitteilung

an Konkret

Siech im Volkskriech von Hermann L. Gremliza

Nachrichten: Ein Kommunist von Armani von Diedrich Diederichsen
Bei Gelegenheit des Todes von Enrico Berlinguer, ein Nachruf auf Biermann, Raddatz und andere »Eurokommunisten«

Nachrichten

Im Zuge der Truppentransporte von Jan-Phillipp Sendker
In den Köpfen der Wehrpflichtigen regieren Frust und Resignation. Der Dienst wird als sinnlos und erniedrigend empfunden. Doch Rabatz ist selten geworden, von Widerstand keine Spur. Eine Generation arrangiert sich.

Reserven für 20 Jahre von Sabine Rosenbladt, Tomás Borge
Nicaragua ist in Bedrängnis, seitdem es nicht mehr das Nicaragua Somozas ist. Kann es sich gegen die Umzingelung noch wehren? Wie lange noch? Mit welchen Entbehrungen? KONKRET-Redakteurin Sabine Rosenbladt sprach in Managua mit dem Innenminister Tomás Borge

Marcos hatte keine Wahl von Nils Peter Ambusch
Die Proteste und Demonstrationen auf den Philippinen nach der Ermordung des Oppositionspolitikers Aquino haben das Land in eine schwere politische Krise gestürzt. Wirtschaftlich stehen die Philippinen vor dem Bankrott. Die Neue Volksarmee in den Bergen wird immer stärker. Nun sollten Wahlen helfen. Nils Peter Ambusch war ein Jahr auf den Philippinen, unter anderem bei der Neuen Volksarmee

Ein Kompromiß von Alberto Moravia, Esther Koppel, Rolf Uesseler
Im gerade gewählten Europaparlament sitzt neben vielen alten Gesichtern ein in der Politik bisher unbekannter Mann, der vielleicht größte italienische Schriftsteller der Gegenwart, der siebzigjährige Alberto Moravia, ein erklärter Anti-Politiker, kein Anhänger der Friedensbewegung, gewählt als Unabhängiger auf den Listen der PCI. Im Europaparlament, das er heute noch für eine machtlose Institution hält, will er gegen die Ausrottung der Gattung Mensch durch die von Politikern und Regierungen nicht mehr kontrollierbaren atomaren Waffensysteme kämpfen. Das persönliche Engagement eines Künstlers? Ein Paradox, ein Kuriosum, die ethische Spinnerei eines Senilen? Mit Alberto Moravia sprachen Ester Koppel und Rolf Uesseler

Absterbehilfe von Mascha von Henjen
Sterbehilfe als Mittel der Humanmedizin, einem nur noch elenden Leben den Sprung ins Jenseits zu verschaffen, tut so, als gäbe es in den Krankenhäusern sonst eher Lebenshilfe, zumindest aber Überlebenshilfe. Doch die gerinnt nicht selten unter den Händen aller, die in den Krankenhäusern arbeiten, zur Absterbehilfe. Vieles verletzt, manches tötet. Eine Frau berichtet über ihre Erfahrungen

Aus Menschen Neger machen von Renate Hücking, Ekkehard Launer
Als sich das Deutsche Reich unter Bismarck endlich auch Kolonien in Afrika zulegen konnte, da waren diese Gebiete selbst schon lange in deutscher Hand. Deutsche Handelshäuser hatten bereits in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Vorteile des Kolonialhandels entdeckt. Der größte dieser Kolonialwarenhandelhändler: Adolph Woermann. Ihm gelang es, Arbeiter und Verbraucher heranzubilden zum eigenen Nutzen

Wo bitte geht´s zum Strand von Detlef zum Winkel

Die autonome Republik Daniel Cohn-Bendit hat sich ergeben mit Herz und Hand, mit Kopf und Bauch jetzt den Grünen. Er ist ihnen beigetreten, um jetzt kräftig mitzumischen in jenem Parlamentarismus, dem einst seine ganze Verachtung galt. Auch eine Wende? Oder doch nur die Kontinuität eines Rebellen? Detlef zum Winkel stellte Fragen und gibt Antworten

Chip Tango & Concorde Kid von Werner Heine

Im Wohnzimmer unternehmen sie Abendspaziergänge durch Großrechner von ITT und vagabundieren in anderer Leute Computer: Die »Hacker«, jugendliche Partisanen im Krieg mit der Datenbank. Werner Heine hat dem »Chaos Computer Club« über die Schulter geschaut

Deutsche Gespräche von Horst Tomayer

Horst Tomayer telefoniert als Vertreter der Chefredaktion der »Stuttgarter Zeitung« mit Herrn Schröder vom Bundesministerium des Innern, Beschaffungsamt

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und MetallerRatlosigkeit von Werner Heine

Kommentar

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller1. Lügenmäuler von Otto Köhler

Die westdeutschen Medien - von ARD über ZDF, »Hör Zu« bis hin zur »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« - ließen während der Arbeitskämpfe um die 35-Stunden-Woche wieder einmal die kapitalistische Einheitsfront heraushängen. Mit Anstrengungen, die ihnen sonst nicht gerade eigen sind, gelang es ihnen immer wieder, Arbeiter vorzuführen, die eigentlich mit allem zufrieden waren: mit der Arbeitszeit, mit dem Arbeitsplatz und mit der Regierung sowieso

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und MetallerDeutsche Gespräche von Horst Tomayer

Horst Tomayer telefonierte als Herr Doktor Weber von der »Wirtschaftwoche« mit dem Schriftsteller Joachim Seyppel

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller2. Besetzerübung von Peter Krauß

Ein Gespenst geht um in den Medien - das Gerücht der Betriebsbesetzung. Aufruhr, Terror oder Anarchie? Aufgebrachte Belegschaften, Hammer schwingend und Barrikaden errichtend, die demonstrativ »die Bude dicht machen«, bevor Unternehmerhände dies tun? Ein Hauch Longwy? Oder eine Belegschaft mit unbequemen Gewerkschaftern, die nicht nur wissen, was in ihrem Grundsatzprogramm steht, sondern meinen, nach einigen Jahrzehnten könnten sie über die »Sozialisierung der Schlüsselindustrie« mal lautstark nachdenken?

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller3. Unternehmerrecht von Otto Köhler

Das Bundesarbeitsgericht heißt nur so. Es hat sich schon immer in besonderer Weise um den Staat und die Unternehmer verdient gemacht. Was im 3. Reich die »Ordnung der Arbeit« genannt wurde, nennt sich zwar heute anders, aber die Grundhaltung ist geblieben: Im Zweifelsfall immer gegen die Arbeiter

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller4. Steuerdiebe von Winfried Wolf

Von vornherein lag auf der Hand, daß die »geistig-moralische Wende«, dem Bildungsniveau des Vortragenden entsprechend, billig zu haben sein würde. Tatsächlich ließ der Kanzler den Bildungsetat '84 um 13 Prozent kürzen. Nun wird in diesen Monaten dem Millionenheer der Durchschnittsverdiener und sozial Schwachen verklart, wie teuer sie die Oggersheimer Schlittenfahrt zu stehen kommt

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und MetallerWer nicht hören will, muß fühlen von Wolfgang Pohrt
Kommentar

Gegendarstellung

Ich mag die Amerikaner nicht... von Hermann Peter Piwitt
Hollywood führt längst auch in unserem Stammhirn Regie

Endspiel von Rüdiger Schaper
Die Kasse leer, das Publikum weg: Der Sog ist stark für die Freien und Alternativen Theatergruppen - in die Institutionen oder ins Nichts

Dissens möglich von Adolf Dresen
Die subventionierten Stadttheater sind nicht mehr darauf angewiesen, sich auf einem Markt zu behaupten, gegen andere zu konkurrieren oder ein Publikum zu erobern. Sie unterliegen nur noch dem Zwang, ihre Millionen-Etats kleinkriegen zu müssen, ohne sie verpulvern zu dürfen. - So Wolfgang Pohrt in KONKRET 5/84. Adolf Dresen, Direktor des Schauspiels Frankfurt, schickte eine Antwort

Ein neues Lied, ein besseres Lied von Franz Josef Degenhardt
Ist für die Friedensbewegung Karel Gott schon eine Zumutung und Nena noch eine »humanistische Künstlerin«? Die Kids mit ihrer eigenen Musik dort abholen, wo sie sind, lautet eben die Devise. Aber was, wenn die sich eins pfeifen - und bleiben, wo sie sind? Und nur die Linke kommt darüber weiter auf den Hund?

Meilenstein von Christian Rentsch
Seit drei Jahren ist er nach einer langen krankheitsbedingten, mit vielen Gerüchten und Legenden verzierten Pause wieder unterwegs. Jetzt gibt der schwarze Trompeter Miles Davis auch hierzulande ein Konzert. Gleichzeitig kommt seine neue Platte auf den Markt

Per aspera ad Asterix? * von Wolfgang Fuchs
Frankreichs erster Satellit wurde nach ihm benannt und ein Butterkeks. Er zog mit de Gaulle in den Wahlkampf und verhalf deutschen Studenten zum Demo-Maskottchen. Nun ist der gallische Gnom 25 Jahre alt. Comic-Experte Wolfgang Fuchs gratuliert

Blindflug ohne Instrumente von Karl Kessler
Wim Wenders bedankt sich beim Bundesinnenministerium. Der Bundesinnenminister bedankt sich bei Wim Wenders. Für »Bild« ist er der beste Regisseur der Welt. »Wir sind wieder wer im Film«. Wenders darf sich als ein deutscher Filmregisseur fühlen. Und er ist es auch: Deutsch. Immer auf dem Holzweg on the road

Film: Schattenrisse in ORWO-Farbe von Bernhard Lassalle
Unterhalb eines noch zu schließenden Kulturabkommens zwischen der BRD und der DDR gibt es immer wieder Bemühungen um Kooperation zwischen den beiden Staaten Beispiel Horst Seemanns Film »Ärztinnen«, hergestellt in den DEFA-Studios in Babelsberg mit Unterstützung der westdeutschen Manfred Durniok Produktion. Gerade vier Kopien des Filmes werden gegenwärtig durch die BRD gereicht

Film: Bombardement von Witz von Nicola Reidenbach
Filme ausführen, sagt Jean-Luc Godard, heißt nicht nur, Augen und Ohren aufzumachen. In »Vorname Carmen«, der jetzt in die Kinos kommt, ist Musik drin

Notizen von Diedrich Diederichsen

Heirats-Anzeiger von Dagmar Ploetz

Was Frauen, auf den Binde-Strich treibt

Aufklärungs-Unternehmer von Reinhold Jaretzky

Gemeinsam mit Brecht, der ihn einen seiner wenigen Lehrmeister nannte, schrieb er Stücke und versuchte das Kommunistische Manifest in Hexameter-Verse zu übertragen. Doch blieb er ein intellektueller Bürger, der nur einen Schritt weitergehen wollte, als es der ideologische Anstand seiner Klasse zuließ. Die Nazis, die ihn ausbürgerten und seine Bücher verbrannten, konnten seinen Erfolg nicht verhindern. In Vergessenheit geriet Lion Feuchtwanger, der in diesen Tagen 100 Jahre alt geworden wäre, erst nach dem Krieg

Bücher: Mit Anstand überleben von Matthias Altenburg

Stephan Hermlin: Äußerungen 1944-1982, Aufbau-Verlag 1983 (erhältlich über Brücken-Verlag, Düsseldorf), 454 Seiten, 16 Mark

Bücher: Mogelpackung von Otto Köhler

Ernest Hemingway: Ausgewählte Briefe 1917-1961. »Glücklich wie die Könige«. Hrsg. von Carlos Baker. Deutsch von Werner Schmitz, Rowohlt Verlag 1984, 640 Seiten, 58 Mark

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 07/84, S. 3

Mitteilung

1. Mag sein, daß KONKRET auch diesmal ein paar Tage später am Kiosk oder im Briefkasten liegt, denn bei Redaktionsschluß sind die Drucker und Setzer noch im Arbeitskampf. Kann sein, daß mancher Leser sich über die Verspätung ärgert, gewiß ist, daß sie den Neuen Konkret Verlag Geld kostet, selbstverständlich ist, daß darunter die Solidarität mit den Streikenden nicht leiden darf.

2. Seit die IG Druck und Papier die Verkürzung der Wochenarbeitszeit aufs Programm gesetzt hat, gilt die 35-Stunden-Woche im Neuen Konkret Verlag als Regelarbeitszeit.

3. Ein Wort an die aufgeregten Kommentatoren der Bürgerpresse, die jetzt gewerkschaftliche Angriffe auf Meinungsfreiheit und Informationsrecht geißeln: Wer jeden werbenden Freier nach Wunsch französisch, griechisch, englisch-dominant, mit oder ohne Gummi bedient, soll nicht Kranzgeld einklagen.

4. Noch ein kleiner Unterschied: In einem KONKRET-Interview (5/84 - »Wenn Kühnen was auf die Nase kriegt«) berichteten zwei Mitglieder einer militanten antifaschistischen Gruppe über ihre Aktionen. Das fand der »Spiegel« so interessant, daß er unbedingt auch sowas haben wollte. (»Sowas, Meister«, sagte der Verleger von Hermann Löns seinem Dichter und knallte ihm einen Gedichtband von Rilke auf den Tisch, »sowas müßten wir auch mal haben!«) Doch die Täter trauten Augsteins Antifa-Redakteuren nicht, und so blieb dem Magazin wieder mal nur der Weg zu seinen gewohnten Informanten. Auszüge aus der »Spiegel«-Story über die »militanten linken Gruppen«: »... wie Hamburgs Verfassungsschutz-Chef Christian Lochte meint ... Lochte ist alarmiert ... vermuten die Verfassungsschützer ... halten die Verfassungsschützer ... sagt Verfassungsschutz-Chef Lochte ... weiß die Staatsschutzabteilung der Polizei ... weiß Verfassungsschützer Lochte ... « Kurzum, die Informationslage glich der von Artikeln des »Spiegel«-Auslandsressorts über Osteuropa wie das eine Ei des Kolumbus dem anderen.

5. Der Autoren-Redakteur von KONKRET heißt in diesem und den beiden folgenden Heften Hermann Peter Piwitt. Er ist, als Nachfolger von Wolfgang Pohrt, für den Kulturteil verantwortlich. Piwitt, Autor der Bücher »Die Rothschilds« (1972), »Die Gärten im März« (1979) und »Deutschland - Versuch einer Heimkehr« (198 1), über den Wolfram Schütte in der »FR« schrieb: »Diesem Erzählen, diesem Erzähler möchte ich lange zuhören« und dessen Arbeit die »Süddeutsche Zeitung« »zum Besten« zählt, was »die Literatur bei uns in den letzten Jahren hervorgebracht hat«, arbeitet seit zehn Jahren regelmäßig an KONKRET mit. Um das heitere Standort-Raten der gesinnungspolizeilichen Stäbe in Landesämtern und Feuilletonredaktionen abzukürzen: Wer den parteilosen Autor einen nicht renegationsfähigen National-Kommunisten nennt, muß nicht unbedingt mit einer Beleidigungsklage rechnen. Das hat Piwitt fest versprochen.

Konkret 07/84, S. 5

an Konkret

Schöpferisch

KONKRET 6/84: Ein Lebenszeichen aus Mutlangen

Damit Mutlangen nicht ins falsche Licht gerät, eine etwas andere Darstellung unserer Arbeit.

Ein wichtiger Teil ist natürlich die Aufrechterhaltung der Mahnwache. Zudem sehen wir es als Hauptaufgabe an, die Bevölkerung über die Strategie der Militärs zu informieren. Inzwischen sind mindestens 27 Pershing 11 fertiggestellt. Neun davon sind in Heilbronn stationiert.

Regelmäßig finden nun Alarmübungen mit Pershing-II-Raketen statt. Bei jedem Transport wird die Pressehütte von deutscher Polizei umstellt. Alle Leute auf der Straße oder am Tor werden in »Vorbeugegewahrsam« genommen. Der Versuch, die Hütte zu verlassen, ist vergeblich.

Wir haben eine Karte fertiggestellt, auf der alle uns bisher bekannten Abschußstellungen sind. Wir veröffentlichen Flugblätter, in denen wir auf die Gefährlichkeit dieser Transporte hinweisen. Wir veröffentlichen die Standorte der Raketen und versuchen der Bevölkerung klarzumachen, daß mit der Stationierung das ganze Land bereits strategisch verplant ist.

Die wenigsten von uns finden die »Lebenszeichen« als »Schöpferische Aktionen« oder » wichtigen Bestand des Widerstands«.

KRISTINA NEHM

PRESSEHÜTTE MUTLANGEN

Immer weiter

KONKRET 6/84: »Auswirkungen auf das allgemeine Preisniveau sind nicht zu erwarten« - Hans Heinz Heldmann über die Auschwitz-Lüge

Die Wurzeln des Faschismus sind in unserem Land noch nicht ausgerissen worden. Die Mißachtung von Arbeiter- und Gewerkschaftsrechten - nicht zuletzt tausendfach demonstriert durch die verfassungswidrige Aussperrungspraxis der Unternehmer - findet Billigung von Staat und Justiz. Wenigstens zwei Drittel der amtierenden Richter in der Bundesrepublik hatten (1964) bereits im »3. Reich« Recht gesprochen - und zum Teil wie! Nicht einmal Richter des berüchtigten »Volksgerichtshofs« von Freisler wurden aus ihren Ämtern entfernt.

Ich habe schon erleben müssen, daß sich der verhängnisvolle Untergang der Weimarer Republik auch in der Gesinnung und den Urteilen undemokratischer und reaktionärer Richter und Staatsanwälte vorbereitete. Und wenn man heute die Praxis der deutschen Justiz gegenüber Nazi-Verbrechern prüft, kommt man zuerst zu dem überraschenden Ergebnis, daß ganz bestimmte Täterkreise, z.B. Schreibtischtäter, die für die Organisation der Massenvernichtungswaffen waren, oder Richter, die während der Zeit des deutschen Faschismus rund 80.000 Todesurteile fällten, gar nicht der justiziellen Verfolgung ausgesetzt waren.

MARIA HUTH

WÜRZBURG

Unkenntnis

KONKRET 6/84: »Die Psycho-Okkult-Mafia« - Rainer Gohr über einen neuen Kulturbetrieb

Was sich Rainer Gohr in seinem Beitrag über Rudolf Steiner abgebrochen hat, ist der absolute Gipfel der Unkenntnis. Es gehört wirklich nicht viel Lern- und Lesereifer dazu, um die Bedeutung Rudolf Steiners exakt auf sozialkritischem Gebiet festzustellen. Ich empfehle Rainer Gohr, sich nur mal sozusagen nebenbei die Vorträge Rudolf Steiners über »Neugestaltung des sozialen Organismus« zu verschaffen.

Wenn Rainer Gohr Rudolf Steiner auch noch in die Nähe der Nazis bringt, so erinnert das fatal an die von Rudolf Steiner selbst geführte Kampagne für die Einführung der Dreigliederung des sozialen Organismus in den Jahren von 1919 bis 1921. Da wurde er abwechselnd von der Rechten als Jude, Bolschewist und Kommunist diffamiert und von der Linken als Reaktionär. Alles nur, um mit den Mitteln der damals schon herrschenden Massenpresse wegzubügeln, daß er für jene

Freiheit der Schule vom Staat, für absolut unkontrollierte Aufklärung, für demokratische Volksentscheidung über die Rechte und Pflichten aller und für eine Wirtschaft eintrat, die sich in den Dienst des Bedarfes aller Menschen der Welt stellt.

Die von ihm vertretenen politischen Forderungen sind heute weitgehend die politischen Ziele der undogmatischen Linken, der Friedens- und Alternativbewegung.

PETER SCHILINSKI

WASSERBURG/BODENSEE

Der Artikel von R. Gohr gefällt mir ganz und gar nicht. Da ich klinisch arbeitender Diplom-Psychologe bin, habe ich in einigen wesentlichen Punkten eine andere Auffassung von den Erscheinungen des »Psycho-Marktes«:

Sicherlich gibt es da vieles, war rein auf Kommerz und Sektentum ausgerichtet ist. Es hieße aber das Kind mit dem Bade auszuschütten, wenn man alles in einen Sack steckt und dann Knüppel drauf. Vielmehr wäre zunächst zu berücksichtigen, daß sich die Marktlage - parallel zur allgemeinen Entwicklung - für Psychotherapie jeglicher Couleur enorm zugespitzt hat. Weshalb das so ist und weshalb Psychotherapie weitgehend als Ware auf dem »freien« Markt angeboten werden muß, analysiert der Artikel mit keinem Wort.

Wer wie R. Gohr, bei der bloßen Kulturkritik nach dem Motto »Entlarvt die bürgerliche Psycho-Mafia« stehenbleibt, erreicht allenfalls »Spiegel«Niveau. Mich hat die immer wieder durchscheinende simple Auffassung des Autors Psychotherapie = Obskurantismus = Element der imperialistischen Kultur an die undialektischen Ansichten Stalins und seiner Jünger erinnert. Aus R. Gohrs Artikel kann ich jedenfalls nur die Quintessenz entnehmen, Arbeitslose sollten sich vor psychotherapeutisch gefärbter Hilfestellung in acht nehmen, denn sie haben ja »objektive« Probleme. Und Drogenabhängige sowieso. Ich frage mich dabei, was für eine Auffassung R. Gohr wohl von der Funktion der Psyche hat.

W. DUBE

BEDBURG-HAU

Anstatt jedoch die Fähigkeiten des Menschen zur transzendentalen Erfahrung als positive Möglichkeit anzuerkennen, durch dieses Gefühl der globalen und kosmischen Eingebundenheit Kraft auch für das »Hier und Jetzt« im Klassen-, Friedens- oder Alltagskampf zu finden, bestärkt Ihr den Irrglauben, Religiösität habe in der Realität, der »Vernunft« keinen Platz, könne nicht auch in sie einbezogen werden, und so überlaßt Ihr dieses menschliche Bedürfnis nach Spiritualität der Ausnutzung durch geldgierige Gurus, dubiose Sekten 'und staatstragende Kirchenfürsten.

Woraus sollen die Menschen Widerstandskraft schöpfen, etwa von kopflastigen marxistischen Intellektuellen, die immer nur das analysieren, was um sie herum vorgeht. und nie das begreifen wollen, was sich in ihrem Innersten abspielt, weil sie für die menschliche Seele ebensowenig Verständnis haben wie der abgestumpfteste Kapitalist?

LOTHAR M. RIEMENSCHNEIDER

HAMBURG

Hilferuf

KONKRET 6/84: »Let's Die Again« - Diedrich Diederichsen über Sterbehilfe

Die Erfahrung prägt das Denken. Hätte Diederichsen in seinem »Urvertrauen« einen dieser weißen Teufel an sich austoben lassen, wie es mir erging: er hätte andere Gedanken über die Trinität Arzt, Tod und soziale Ungerechtigkeit entwickelt. Ärzte sind die privilegierten Bürger unseres urbürgerlichen Staates, die mit »Kunstfehlern« menschliche Existenzen ungestraft zerstören können. - Seit 22 Jahren leide ich an den Folgen des »Urvertrauens«, erhalte 212 Mark »Sozial«-»Hilfe« und habe in der Tat in allernächster Zukunft nur den Tod als Ausweg. Keine »Solidarität« der Linken hilft, kein Interesse irgendeiner Institution - man wird zur »sozialen Indikation« für Sterbehilfe; man ist mit 40 Jahren ein Wrack, unnütz, verlassen. Der Glaube an »Autoritäten«, an »Eliten« hat mein Leben zerstört. So auf mich selbst gestellt bin ich, daß sich wahrscheinlich niemand findet, der mir »Sterbehilfe« leistet.

HANS-JOACHIM RICKERS

DAUTPHETAL-WOLFGRUBEN

Tadel

KONKRET 1-6/84: »Eine Auseinandersetzung findet nicht statt« - KONKRET ignoriert den Kampf um die 35-Stunden-Woche

Es ist schon eine »Meisterleistung« von KONKRET, sich aus der Auseinandersetzung um die 35-Stunden-Woche herauszuhalten - und das schon einige Ausgaben lang. Es ist zwar gut, wenn sich Hermann L. Gremliza in seinem Express (Heft 6/84) mit der dümmlichen aber ideologisch gezielten Schreibe des Jürgen Eick/FAZ zur IG-Metall-Urabstimmung befaßt. Ein Ersatz für einen KONKRET-Beitrag zur Arbeitszeitverkürzung ist das nicht. Warum bringt KONKRET nichts zur 35-Stunden-Wochen-Forderung? Fällt Euch dazu nichts ein? Habt Ihr inzwischen ganz prinzipiell etwas gegen Gewerkschaftsforderungen? Oder interessiert Ihr Euch nicht für den Zusammenhang von Technologie, Arbeit, Freizeit, Kultur? Wenn der Arbeitskampf gelaufen ist, setzt sich bestimmt einer von KONKRET hin und schreibt, wie die Gewerkschaften alles falsch gemacht haben. Wetten?

OSWALD TODTENBERG

DÜSSELDORF

Vielleicht macht Ihr endlich mal was zum gewerkschaftlichen Kampf für die 35-Stunden-Woche. Der hat hierzulande inzwischen immerhin - wie Euch nicht ganz verborgen geblieben sein kann - zur größten innenpolitischen Auseinandersetzung seit den 68ern, wenn nicht gar seit '45, geführt. Wie's in diesem Land nach dieser Machtprobe zwischen Kapital und Arbeit ausschaut, das kann doch gerade den letzten Linken und ihren Presseorganen nicht ganz wurscht sein. Oder sollen wir uns dann ganz dem Okkultismus widmen?

ROLAND MÜNZEL

NÜRNBERG

Sentiment

KONKRET 6/84: »Bericht an eine Akademie« - Horst Tomayer grüßte Christiane Allert-Wybranietz

Habe mich richtig gefreut, nach so langer Zeit etwas über Allert-Wybranietz zu lesen! Ich kenne unsere Herzwärmerin noch aus meiner Schulzeit: 1978 verteilte sie in Minden ihren damals wohl noch altersbedingten Stumpfsinn auf einer linken Veranstaltung zur Anbiederung ans Publikum - gratis versteht sich! Auf acht gefühlsschwangeren Blättern liest es sich dann etwa so: »Gestern noch Sommer/heute allein... Vor der Dunkelheit/habe ich Angst... ich fürchte die Macht... ich hoffe -auf den Morgen... ich kämpfe für den Tag/an dem die Sonne aufgeht/die Liebe einzieht in alle Herzen... Uhren ticken/irgendwann bleiben sie stehen... Worte werden gesagt/irgendwann sind sie verklungen/Menschen leben/irgendwann/was dann?«

Wie Tomayer zutreffend geschildert hat, ist es ihr anscheinend bis heute nicht gelungen, dieses pubertäre Niveau zu überwinden. Das ist schlimm genug für sie - schlimmer aber ist, daß sie mit dieser schleimigen Masse auch noch anderen Leuten das Hirn verkleben

muß!

MATTHIAS KÖBERLE

ROSDORF

Letzte Stunde

KONKRET 6/84 »Das Frettchen« - Otto Köhler über Richard von Weizsäcker

Schade, daß auch KONKRET sich bzgl. der Lebensgeschichte Richard von Weizsäckers dem derzeit überall festzustellenden oberflächlich dummen Klischee-Denken: Vater in Nürnberg vor Gericht gewesen, also alter »Nazi«, und nur auf Grund seiner adligen Herkunft frühzeitig begnadigt, blindlings anschließt. Für eine etwas differenzierte Sicht der Dinge sei Herrn Köhler das zweibändige Werk des kanadischen Historikers Leonidas E. Hill »Die Weizsäcker-Papiere« (erschienen bei Propyläen) empfohlen.

Die allzu schnelle Verdrängung der Greueltaten des Nationalsozialismus ist auch heute noch ein gewaltiges Problem. Mit derart oberflächlicher Polemik, wie der des Herrn Köhler, kann man ihr gewiß am wenigsten beikommen. Genauere Recherchen der damaligen Geschehnisse und Analyse des geistigen Nährbodens, auf dem sie gewachsen: das tut not!

ANDREAS PENSELIN

WÜRZBURG

Wahrlich, wir Bundesdeutschen haben mit unseren Präsidenten kein Glück in punkto Glaubwürdigkeit der obersten Repräsentanz dieses Landes.

War Heuss als Befürworter Hilters im Jahre 1932 und als Befürworter des Ermächtigungsgesetzes unglaubwürdig, Lübke als KZ-Baracken-Baumeister eigentlich untragbar, Scheel als Vorsitzender von allen möglichen Clubs noch nachträglich keine Zierde des Amtes, Carstens als SA-Mann und Mitglied des Bücherverbrennungsvereins NS-Studentenbund eigentlich untragbar, so wäre der ehemalige Kirchentagspräsident, der letzten Endes die politische Verantwortung für den Tod von fünf Asylanten in einem Berliner Gefängnis zu tragen hat, der die verfassungswidrigen Taten des Herrn Lummer zu verantworten hat, eigentlich in einem demokratischen Rechtsstaat als oberster Repräsentant untragbar.

Wir brauchen glaubhaftere Kandidaten, etwa Widerstandskämpfer, aber nicht die der letzten Stunde, sondern die der ersten Stunde!

JÜRGEN FLOERKE

HANNOVER

Dumm

KONKRET 5/84: »Kameradschaftswitz Heinz Erhardt« - Dietrich Leder analysierte den Erfolg der »Lachkanone Nr. l«

Mir geht's auch manchmal so, gottseidank nur mehr ganz selten, daß ich am Biertisch loslege: »Wie der schon aussieht, schau dir die doch nur an, dann weißt du Bescheid ... « Hinterher schäme ich mich wegen derart dummer Argumentation! Vor 15 Jahren hörte man dabei: Lange Haare = kurzer Verstand, dreckig, oder über Türken: krummgewachsen mit plattem Hinterkopf, häßlich. Und jetzt darf ein Herr Leder sein ekelhaft-eiferndes Geseire und Gegeifer, mit »Schaum vor dem Mund« (H. Mentz in »Titanic« 6/84) sogar in meinem Lieblingsmagazin abdrucken lassen! Den toten Erhardt so ungelenk, dumm und mit Sicherheit ohne größere Hintergrundinformationen wegzufegen, hat mit Humorkritik nix zu tun. Warum schreibt Herr Leder eigentlich über Humoristen? Warum schreibt er überhaupt?

ROLAND WELKER

HERZOGENAURACH

Konkret 07/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Siech im Volkskriech

Ausgelächelt. Der dünne Spaß, den die Intelligenz den Anfängen der Oggersheimer Birne abzupressen vermochte, ist versiegt. Kohl hat, zuletzt, die Polemiker und Satiriker ausgesessen.

Kritik bedarf eines satisfaktionsfähigen Gegners. Vor einem Mehlsack wird die eleganteste Terz zu einer Übung von spastischem Charme. Hinter keinem der Sätze, die dieser Bundeskanzler spricht, hinter keiner Äußerung seiner Gefühle ist etwas verborgen, das durch Anstrengung des Scharfsinns oder des Witzes enthüllt werden könnte. Kohl ist einfach identisch. Er spricht wie er denkt und er grinst wie er schreitet - einer Erklärung so wenig wert wie ihrer bedürftig. Sinnlos, ihm das Wort im Munde zu drehen: Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie. Sogar der ruhelose Stänkerer aus Bayern scheint zu resignieren. Sagt er »Trottel«, sagt der andere »Mein Freund Franz Josef Strauß und isch« - da gibt man's denn auf.

Und Kohl siegt. Der Aussitzer hat sich durchgesetzt. Die Exoten, die er mitgebracht hat, die »Famillje« und die »Memchem«, prägen das Straßenbild im Fernsehen. Mögen die Hühner lachen - die Moderatoren moderieren es zu tierischem Ernst. Schimmlige Gemeinplätze, Phrasen, die schon vor hundert Jahren keiner mehr hören mochte, dürfen den Weg ins »Computerzeitalter« weisen, als wäre es das Neandertal. Was nicht ist, kann ja noch werden.

Die Gegner? Das Beste, was von den Sozialdemokraten gesagt werden kann, ist, daß sie das Gesamtbild nicht stören. Willy, unsere Jugendliebe, trägt an den Folgen des alten Fluchs, wonach ein Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei sein Amt durch natürliches Ableben verliert, sonst aber nicht. Vogel? Bitte, ein Glas Wasser und das Beschwerdebuch. Rau? Mein Gott. Eppler? Habe Recht und schade niemand. Ein Lafontaine macht noch keine Springflut.

An den Grünen fällt auf, wie schnell die Frechheit eines Widerspruchs, der auf dem Mist des deutschen Idealismus gewachsen ist, den Kopf hängen läßt. Oh, wie wohl hatten sie die Verlogenheit des Geschwätzes von Wiedervereinigung, Menschenrechten, Freiheit durchschaut, um an dessen Stelle das Geschwätz von nationaler Identität, Solidarnosc und Blockfreiheit zu setzen. Der 17. Juni wird jetzt »alternativ.« gefeiert: Staatsminister Jenninger warnt DDR-Bürger davor, über die Ständige Vertretung zu fliehen, der grüne Deutschlandpolitiker Schneider bittet Fluchtwillige, in der »DDR« zu bleiben und dort Rabatz zu machen. Für die Afghanistan-Resolution stimmten im Bundestag Kohl, Dregger, Zimmermann und die halbe Fraktion der Grünen gemeinsam. Der große Unterschied und seine kleinen Folgen.

Und der Geist, der da früher als Dritter von links stand? Die Autoren und Filmer, die radikalen Fragesteller, die Gewissen der Nation? Hebt sich die dreiste Wendung eines französischen Glucksmann, von Sartre zu Radio Free Europe: Jetzt stehe ich hier, wo's warm rauskommt, ich kann auch anders - hebt sich die nicht wohltuend ab von der quälenden, nervtötenden Kriecherei, dieser millimeterweisen Annäherung an die veränderte Stimmung, hin zum selben Ziel: Akzeptanz? Allerdings: War von Leuten, die das Bewerten ihrer Arbeit seit vielen Jahren widerspruchslos den Herren Raddatz, Reich-Ranicki, Kaiser, Köpke, Hoffmeister & Zilligen zubilligen, Widerstand zu erwarten, wenn deren Verleger und Verwaltungsräte zu den Feuilletonisten, die sie sich ausgesucht haben, auch noch die Regierung bekämen, die sie sich wünschten? Das ist natürlich zu plump materialistisch gedacht, vulgärmarxistisch, in verstaubten Kategorien des 19. Jahrhunderts, und wird dem höheren Streben kein bißchen gerecht.

Außerdem ist es langweilig. Wer beschreibt, wie das Auf und Ab der literarischen Wellen den Kurven folgt, die das Auftragsvolumen der westdeutschen Exportindustrie zeichnet, raubt den Diskussionen über Sloterdijk oder Wenders allen Reiz. Der Verweis auf die Abhängigkeit seines Treibens von der Konjunktur ätzt einen deutschen Dichter fast so sehr wie die Regeln des Konjunktivs.

Freiheit ist unteilbar. Und Klaus Angermann ist der Radsport-»Experte« des westdeutschen Fernsehens. Man muß gehört haben, wie er das Zurückfallen eines Fahrers auf einer Bergetappe der Tour oder des Giro kommentiert - als unerklärliches Versagen, überraschenden Einbruch, enttäuschende Leistung - um zu verstehen, was das ist, deutscher Idealismus: die Philosophie vom inneren Schweinehund. Und man muß die stinkbürgerliche schweizer Fachzeitung »Sport« lesen, wenn man wissen will, was eigentlich los ist: Daß der Fahrer anstatt der optimalen drei Prozent vielleicht zwölf Prozent Fettgewebe besaß und ihm bei dessen Durchblutung zu viel von den 80 Millilitern Sauerstoff, die er pro Kilo Körpergewicht und pro Minute aufnehmen kann, für den Stoffwechsel in der Muskulatur verloren gingen, weshalb die aerob-anaerobe Schwelle, an der sich in den Muskeln Alpha-amino-Propionsäure (Milchsäure) bildet, tiefer lag als bei der Konkurrenz, was bei gleichem Kraftaufwand zu unerträglichen Schmerzen führt, weswegen er (nun wieder Angermann) »überraschend aufgab«. Es könnten auch (nun wieder »Sport«) das ungünstige Verhältnis zwischen Körpergewicht und Muskelmasse, die Zahl der Sauerstoff transportierenden roten Blutkörperchen, die Atemtechnik oder die Sitzposition (falscher Winkel von Knie- und Hüftgelenken) in Betracht kommen - lauter Chemisches, Physikalisches, Biologisches, also

Materielles, überprüfbar, Kenntnisse verlangend, Arbeit voraussetzend, anstrengend. Wer will das schon? Unsere dichtenden und redenden Staatsphilosophen, die den ewigen Werten auf der Spur sind, haben für derlei keine Zeit.

So geschieht es denn, daß die Handarbeiter »überraschend streiken«, während die Poliere des Überbaus um die Ideale ringen, die Kohl und seine Werbefritzen vorgegeben haben: Sitte, Moral, Leistung, Frieden in Freiheit, Eigenverantwortung und ähnlicher Wohllaut. So ist es nicht nur möglich, sondern erwünscht und das Gegenteil verwerflich, über Polens Zukunft zu reden, ohne die polnische Außenhandelsbilanz studiert zu haben. So gelingt es sogar, Rosa Luxemburgs Satz über die Freiheit des Andersdenkenden *gegen* die Revolutionäre von Managua zu wenden.

Kohl hat gesagt - und alle finden's toll wahr -, daß es in der Friedensbewegung viele Idealisten gebe, ein bißchen fehlgeleitet zwar, aber an sich brauchbar. Für Ideale ist - anders als für Kurzarbeitergeld oder Entwicklungshilfe - auch im sparsamsten Sparhaushalt immer ein Pöstchen frei (Etat des Presse- und Informationsamtes). Ideale setzen eine Veränderung des Stoffwechsels (zwischen Kapital und Arbeit, beispielsweise) nicht voraus. Der Idealist schnallt den Gürtel enger (oder empfiehlt es doch anderen), beißt die Zähne zusammen (oder läßt beißen) und kämpft, während das Schweinesystem seine Sau rausläßt, den inneren Schweinehund nieder.

Wenn wir so weitermachen, ist unserem Sacharow die Bergwertung (grünes Trikot) nicht mehr zu nehmen. Unserem H. Kohl der Gesamtsieg freilich auch nicht.

Konkret 07/84, S. 10

Diedrich Diederichsen

Nachrichten: Ein Kommunist von Armani

Bei Gelegenheit des Todes von Enrico Berlinguer, ein Nachruf auf Biermann, Raddatz und andere »Eurokommunisten«

Enrico Berlinguer ist tot. Daß sein Tod sogar von den hiesigen Tageszeitungen, jedenfalls von denen, die ich heute morgen stichprobenartig eingesehen habe: »Welt«, »FAZ« und »Rheinische Post«, als ein bedenkenswertes Ereignis verzeichnet wird, ja gar beweint wird, vernimmt man mit Staunen. Stürbe Herbert Mies, könnte er froh sein, wenn sein Tod als Kuriosität »aus aller Welt« gemeldet würde. Berlinguers Ableben wird zum Gegenstand hochoffiziösen Nachdenkens, sogar in der »Welt«.

Das liegt nicht daran, daß er in Italien ein einflußreicher Oppositionspolitiker war. Das waren vor ihm andere, die der Ehre westdeutscher Kenntnisnahme nie teilhaftig wurden. Ein Kommunist ist kein Politiker, sondern ein Kommunist; auch Berlinguer, dem nun wohlwollender Beifall für allerlei Abweichungen von dem, was man sich sonst unter einem Kommunisten vorstellt, gezollt wird, war ein Kommunist. Der Grund ist anderswo zu suchen. Nicht seine Politik hat Berlinguer Resonanz in der BRD verschafft, sondern der Trost, den seine Erfindung, der Eurokommunismus, einer verwirrten bürgerlichen Intelligentsia zu spenden wußte.

Erinnert sich denn niemand daran, wie in der Hoch-Zeit des Eurokommunismus Woche für Woche in der »Zeit« Raddatz in Interviews Weltfragen wälzte, stets um die Aktualität beziehungsweise Nichtaktualität des Marxismus kreisende, stets mit schicken italienischen Interviewpartnern wie Lucio Lombardo-Radice oder Alberto Moravia? Namen, wie sie sonst nur auf seinen Spesenrechnungen auftauchten, hier hatten sie plötzlich politische Bedeutung. Lombardo-Radice: Radix klingt hier an. Die Wurzel, wovon sich auch »radikal« ableitet. Und der Lombardsatz, die Lombardei, die Langobarden, aber auch das Mittelmeer, der ligurische Komplex. Fettucine al Lombardo-Radice.

Berlinguer stand auf den Mannschaftsbildern der Eurokommunisten meistens in der Mitte: an den Seiten Marchais', dem man Durchtriebenheit, Machtpolitik und unsauberes Taktieren nachsagte, und Santiago Carrillos, der 3.000 Mann im Bürgerkrieg hinrichten lassen haben soll (available on the world famous, best-selling record: »Im spanischen Bürgerkrieg haben aber auch die Kommunisten ihre Greuel begangen«) und Erzstalinist immerhin einmal war. Beide schwitzend. Dagegen Berlinguer stets in feinste Tuche gehüllt, aristokratisch, mit gradem Blick. Der erste unkorrupte Italiener seit Mussolini.

Der arrivierte Linksintellektuelle in Westdeutschland plagt sich mit der Gewissensnot, daß sein Lebensweg, dem ihm als 19jährigen bei der Abiturfeier mitgegebene Satz »Wer mit 20 kein Kommunist ist, hat kein Herz, wer es mit 30 immer noch ist, hat keinen Verstand« nur zu ähnlich sieht. Auch ein Paktieren mit der Sozialdemokratie bringt da keine Linderung; denn Sozialdemokratie steht für grauen Alltag, für Bürokratie, Filz, Schmuddel. Erst als die Politik der Sozialdemokratie unter dem neuen Namen Eurokommunismus ermöglichte, realkapitalistische Positionen und außenpolitische Kontinuität (NATO) durch einen Flirt mit richtigem Radikalismus, jedenfalls dem Namen nach, zu verbrämen, der zudem von allen Gulags befreit war durch die nach Brüsseler Plutoniummodell und TEE klingenden Silben Euro, konnte er beruhigt die Designerkleidung, das Spesenkonto, die gute Küche, den Innenarchitekten und das Unternehmen des Schwiegervaters mit jener süßen verbotenen Verworfenheit der Revolution unter einen Hut bringen, die er seit seiner Jugend nicht mehr genossen hat.

Der so bewegte Raddatz brachte damals ein Buch heraus, das die Frage stellte, warum einer Marxist ist, worauf dann Prominente von Wolf Biermann bis Lucio Lombardo-Radice (Radice, ital. = Raddatz) antworteten, warum sie es so richtig eben doch nicht seien.

Man verstehe mich nicht falsch: Nichts gegen den geschwätzigen, großtuerischen Salonkommunisten alter Schule. Aber viel gegen den verklemmten BRD-Medien-Onkel, der händeringend nach einer Vermittlung zwischen billig zurechtgezimmerter Mondänität und billigem, im Arsch zwickenden Gewissen schreit.

Eurokommunismus ist wie die sogenannten »neuen« Philosophen aus Frankreich (Glucksman, Henry-Levy), über die die richtigen neuen Philosophen aus Frankreich immer nur gelacht haben, was man hier allerdings nie zur Kenntnis nahm, ein typisches Phänomen der Fin-de-décade-Stimmung der späten 70er. Mit Berlinguers Tod und der neuesten Dummerhaftigkeit von Glucksman (»weder rot noch tot«, Verlagswerbung) werden wir noch einmal dran erinnert.

Konkret 07/84, S. 10

Nachrichten

Schulfrei

Nach mehrmonatigen Schülerunruhen in der nur von schwarzen Südafrikanern bewohnten Siedlung Atteridgeville bei Pretoria hat jetzt das zuständige Ministerium die sechs Schulen dieses Ortes geschlossen. 6.000 schwarze Jugendliche bleiben dadurch bis Ende des Jahres von jeglichem Unterricht ausgeschlossen. Die seit Jahresbeginn in Atteridgeville immer wieder aufgeflammten Proteste der Schüler hatten sich anfänglich an der Weigerung des Ministeriums entzündet, auch ältere Schüler zum Unterricht zuzulassen. Außerdem hatten die Schüler eine Schülervertretung gefordert und zudem gegen die Prügelstrafe demonstriert. Bei den Zusammenstößen mit der Polizei führte diese den Schülern vor, daß die Prügelstrafe so schlimm gar nicht sei: eine schwarze Schülerin wurde getötet.

Kontaktsperre

Seit 1983 bietet der Reisedienst der deutschen Studentenschaften (RDS), das touristische Unternehmen der Vereinigten deutschen Studentenschaften (VDS), Jugendreisen in die DDR an und empfängt Jugendreisegruppen aus der DDR. Dieser jugendtouristische Austausch zwischen der DDR und der BRD entwickelte sich auch 1984 äußerst positiv. Doch wird jetzt diese Entwicklung durch das Bundesinnenministerium gefährdet. Im Verfassungsschutzbericht 1983 bewertet das Ministerium die Reisen von Jugendlichen und Studenten der DDR in die BRD als sicherheitspolitisches Risiko für die BRD und als »subversive Aktivitäten« der FDJ. Dem Bericht und den Äußerungen des Innenministeriums ist zu entnehmen, daß die Teilnehmer der DDR-Jugendreisegruppen vom Verfassungsschutz systematisch überwacht werden. Das Jugendreisebüro der DDR, Jugendtourist, hat aus Sorge um die Sicherheit der DDR-Jugendlichen entschieden, den Besuch von DDR-Gruppen in die BRD nicht im vereinbarten Umfang durchführen zu können.

Abgetaucht

Zu Wasser, zu Lande und selbst in der Luft ist die aus Film, Funk und Fernsehen bekannte Terror-Truppe »GSG 9« des Bundesgrenzschutzes nach eigenen Angaben unbesiegbar. Zweifel an der Unschlagbarkeit tauchten jetzt unter, als sich die bundesrepublikanischen Freedom-Fighters (Freiheit die ich meine!) mit ganz normalen Bereitschaftspolizisten im Tauchen maßen! Bei einem Wettkampf in drei bayerischen Seen waren die Teilnehmer der Hamburger Bereitschaftspolizei durchweg besser. Sie gewannen damit zum zweiten Mal nach 1980 den Wanderpokal - eine hölzerne Flosse. Ist das nicht komisch?

Radikalauer

Von Winfried Thomsen

Seit 35 Jahren vertritt der Bundestag das Volk.

Hoffentlich kommt es bald zurück

Die CSU will ein Europa ohne Schlagbäume. Ohne Bäume, das wird sie schaffen, aber ob sie ohne Schläge auskommt, ist doch sehr fraglich

---

Wäre es nicht günstiger, Schwarz-Schilling zu verlegen und ein Kabel wird Minister?

In der Türkei wird nicht systematisch gefoltert. Sondern mehr so, wie der Strom gerade nicht ausfällt

---

Um die HIAG braucht sich der Verfassungsschutz nicht zu kümmern. Schließlich gehörten diese SS-Leute auch zu jenen Antipazifisten, die Auschwitz erst unmöglich gemacht haben

Die gesunde Familie ist für Kohl die Voraussetzung des gesunden Staates. Wenn ich mir seinen Staat ansehe, weiß ich alles über sein Familie

Gerontologie

Dem US-Präsidenten Ronald Reagan (73) geht es ganz gut. Er wird nur von einem gutartigen Polypen im unteren Dickdarm geplagt. Konstantin Tschernenko (73) hat schon mehr Mühen. Er leidet an Asthma und Emphysema, einer irreparablen Lungenerkrankung, und ist deshalb auch nicht so ganz gut zu Fuß. Diplomatisch wurde er deshalb bisher auch ausschließlich in Moskau selbst aktiv. Wen er sprechen wollte, der mußte' kommen. Vielleicht wird das jetzt mit Hilfe der Firma Siemens anders. Das westdeutsche Unternehmen hat den Auftrag bekommen, eine Rolltreppe für Flugzeuge zu liefern. Like a rolling stone.

Sicherheit á la L.A.

Das Szenario: Ein Bus, der die türkischen Ringer zu ihrem Stadion im Vorort Anaheim bringen soll, wird von Angehörigen der armenischen Geheimarmee überfallen. Die Ringer werden zu Geiseln. Ziel des Überfalls: die Athleten und ihre Betreuer gegen Harry Sassounian auszutauschen, der seit Monaten in einer kalifornischen Strafanstalt einsitzt, weil er 1982 in L.A. auf offener Straße den türkischen Generalkonsul ermordet hat.

So stellen sich die Organisatoren der Olympiade den Ernstfall vor, den sie fürchten. Gegen die Furcht haben sie sich gewappnet mit allem, was in den USA dazugehört: Armee-, Flotten-, Luftwaffen- und Füsiliereinheiten der Armee stehen bereit neben Herren und Damen vom CIA, FBI, der National Security Agency und des Secret Service. 28 städtische und regionale Ämter sowie Bundesbehörden machen sich Sorgen. 55 Millionen Dollar kostet dieser Aufmarsch. Doch so gewaltig die Schutztruppe für die Teilnehmer der Olympiade auch ist, gewaltig sind auch die Mängel: die Stadtpolizei von Los Angeles und die Beamten des Sheriffs des Los Angeles County verfügen beispielsweise nicht einmal über dieselben Funkfrequenzen.

Angezeigt

Der niedersächsische Landesverband der Jüdischen Gemeinden hat bei der Staatsanwaltschaft in Hannover Strafanzeige wegen des Verdachts der Strafvereitlung im Amte im Fall Kühnen erstattet, weil es dem Neonazi trotz eines Haftbefehls gelungen war, »mit Billigung der Behörden« ins benachbarte Ausland auszureisen. Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinden, Michael Fürst, äußerte gar den Verdacht, »daß den deutschen Behörden diese Ausreise nicht einmal ungelegen kam«.

Mengenrabatt

So dick kam es beim »Spiegel« noch nie: Von den 276 Seiten der Ausgabe Nr. 22/1984 (Titelgeschichte: »Streik: Die Machtprobe«) waren 163 Seiten mit Anzeigen belegt. Die bestreikte Automobilindustrie und ihre Zulieferer hatten allein 40 Seiten gebucht, die Computer-Hersteller 16 Seiten. Trotz alledem blieb auf einer Seite Platz für »kritische Überlegungen Rudolf Augsteins zur Tarifautonomie«. Do ut des.

Glückwunsch

Seit 50 Jahren mittlerweile erfährt das vielbeschworene Sommerloch im Zeitungsgewerbe stetige Auffüllung durch ein geradezu verhätscheltes und umsorgtes Lebewesen, an dem dieses halbe Jahrhundert spurlos vorübergegangen zu sein scheint. Immer wieder taucht es auf und unter. Kenneth Wilson war der erste, der es im Sommer 1934 fotografierte. Leider sind seine Bilder schon damals nichts geworden. Doch das imaginäre Wundertier lebt weiter: Nessie von Loch Ness.

Konkret 07/84, S. 12

Jan-Phillipp Sendker

Im Zuge der Truppentransporte

In den Köpfen der Wehrpflichtigen regieren Frust und Resignation. Der Dienst wird als sinnlos und erniedrigend empfunden. Doch Rabatz ist selten geworden, von Widerstand keine Spur. Eine Generation arrangiert sich.

Der nächste Zug Richtung Ruhrgebiet geht um 15Uhr54 Gleis zehn. Aber den kann ich Ihnen nicht empfehlen, das ist einer dieser Soldatenzüge.« Der Schalterbeamte im Hamburg-Altonaer Bahnhof meinte es gut mit mir. »Schweinezüge« nennen die Wehrpflichtigen jene Verbindung zwischen Westerland, Flensburg, Kiel und Köln, auf der jeden Freitag fast 20.000 Soldaten von ihren Kasernen nach Hause und am Sonnabend - wieder zurück gekarrt werden. Zusammengepfercht sitzen die meisten zwölf bis 16 Stunden, manche gar über 20 Stunden, im Zug, feilschen mit Bier um die letzten Sitzmöglichkeiten auf den Gängen, suchen Zuflucht in Gepäcknetzen und auf Toiletten.

180 Millionen Mark jährlich muß das Verteidigungsministerium für die »Viehtransporte« an die Bundesbahn zahlen, Sachschäden inklusive. Über deren Höhe gibt es angeblich weder beim Bund noch bei der Bahn genaue Zahlen. Das war vor drei, vier Jahren anders. Da ging schon mal ein Waggon zu Bruch, hagelte es Beschwerden von belästigten oder zusammengeschlagenen Reisenden, wurde mal ein Inter-City abgefackelt. Die Bundesbahn zog Konsequenzen: Seit Ende September 1981 dürfen Wehrpflichtige Inter-Citys nur noch mit Sondergenehmigung benutzen. Statt dessen setzt die Bahn an der Heimatfront Soldatensonderzüge ein, die nur nicht so heißen, weil sie theoretisch jedem Reisenden offenstehen. Nun soll Frieden in den »Schweinezügen« herrschen.

Zwar räumt Frank Müller-Scherf, Pressesprecher der Bundesbahn in Frankfurt, einige Unerfreulichkeiten ein, da in den Zügen recht viel getrunken werde, »aber das ist ja normal, nicht?« Bestätigt wird er von seinem Hamburger Kollegen Reinhard Faßbinder, der sich über die »ruhigen Jungs der Jahrgänge 64 und 65« freut: »Die haben bereits in der Schule einen Anpassungsprozeß durchgemacht, der sie jetzt friedlich bleiben läßt«. Ähnliches ist von der Bundeswehr zu hören. »Opportunistisch« wolle man die heutige Generation von Wehrpflichtigen nicht nennen, sie haben sich halt »arrangieren« gelernt. »Ihr Motto«, so Oberleutnant Peter König, Pressesprecher der Bundeswehr in Hamburg, »wenig auffallen, keine Verantwortung übernehmen. Die Masse ist ruhig, vernünftig und abgeschlafft.« Und was die Soldatenzüge betrifft, so käme es da vor allem auf ihre Zusammensetzung an. »In einem Zug aus Flensburg, wo in den Marineschulen größtenteils Abiturienten und Realschüler ausgebildet werden, geht es naturgemäß ruhiger zu als in einem Transport aus Lübeck.« Dort sind Kampfverbände und Pioniere (Bundeswehrjargon: »Dumm, breit und wasserdicht«) stationiert.

Hamburg - Hauptbahnhof, Freitagnachmittag: An Gleis 14 warten mehrere hundert Wehrpflichtige auf den D-Zug 1936 von Flensburg nach Köln. »Wir warten auf die 35 Stunden der Woche, die das Leben lebenswert machen«, so der jedes Wochenende zwischen Hamburg und Gummersbach pendelnde Wehrpflichtige Axel Kohn*. Freundin und Familie müssen entschädigen für die in der Woche erfahrenen Entbehrungen und Demütigungen. In Discos und Kneipen entlädt sich der angestaute Frust.

»Der Bund Macht mich kaputt, ich schwör's dir«. Der das sagt, steht gleichmäßig schwankend mit einem Bier in der Hand vor einem dröhnenden Cassettenrecorder. Er zittert, sein Blick vermag mich nicht zu fixieren, während er mit mir spricht. Seinen Namen will er nicht nennen. »Sensible Menschen werden verrückt oder zum Alkoholiker«, sagt er und öffnet noch eine Dose. Ihn hätten sie geschafft, wie ich sehen könnte. Seine Freundin auch. Sie hat sich nach ein paar Monaten Bund von ihm getrennt.

Neben ihm warten schweigend drei Pioniere aus Lübeck. Horst Günter ist seit neun Monaten dabei. Der gelernte Steinmetz aus Dortmund hat versucht zu verweigern, ist durchgefallen, hat dann aufgegeben. Er möchte gern etwas erzählen, doch es gibt nicht viel: »Der Dienst ist ruhig, aber die Unfreiheit unerträglich. Manchmal komm ich mir vor wie ein Sklave oder ein Tier im Käfig.«

Klaus Dorn, 20, Kraftfahrer in einer Kaserne in der Nähe von Husum, fährt für zehn Stunden nach Hause: »Ich sitz zehn Stunden im Zug, um zehn Stunden daheim zu sein. Ist doch O.K. oder') Ausgeglichenes Verhältnis. « Die anderen im Abteil lachen, verstehen aber den Aufwand: »Was sollste da oben am Wochenende allein? Da drehste doch durch.« Ihren Dienst finden sie »langweilig«, zumeist »völlig sinnlos«.

Zwar hätten sie kein Feindbild, »aber wir müssen zeigen, daß wir bereit sind, unsere Freiheit zu verteidigen. Gäbe es uns nicht, wären längst die Russen hier, ist doch klar«. Die Friedensbewegung ist kein Thema in ihren Kasernen, vom Mannheimer Appell und von der Heilbronner Erklärung hat keiner etwas gehört, aber der Aufruf, in Scharen den Kriegsdienst zu verweigern, »ist völlig schwachsinnig«. Axel findet bei allen Zustimmung. Der zwanzigjährige Fachabiturient wollte sich verpflichten, vier Jahre waren ihm aber zu lang. Auch ihn nervt vieles, dennoch hat er beim Bund nicht das Saufen angefangen:

»Die fünfzehn Monate gehen doch auch rum, man muß sich damit abfinden, man muß sich im Leben mit so vielem abfinden. Später im Büro kann ich auch nicht einfach auf die Kacke hauen, die Möbel zerschlage n oder zum Alkoholiker werden.« Die anderen nicken stumm.

Ähnlich ruhig geht es in den anderen Abteilen zu. Viele Soldaten schlafen oder schauen stumm ins Leere, andere träumen zur Musik ihres Walk-Man. Stimmung ist nur - da gibt es keinen Unterschied zu anderen männlichen Reisegruppen, seien es Fußballfans oder Kegelbrüder -, wo Mädchen und Alkohol in ausreichender Menge vorhanden sind. Auf den Gängen gibt es Bier reichlich. Ein Marinesoldat in Uniform steht etwas abseits. Eigentlich will er nichts sagen vor der Presse: »Nachher liest das einer meiner Vorgesetzten, und dann nehmen sie mir den Streifen auch wieder ab. « Er ist OG, auf deutsch Obergefreiter oder »ohne Gehirn«, wie jemand dazwischen brüllt. Er ist 20 Jahre alt, hat auf der Bremer Vulkan Werft Schiffsbauer gelernt und wurde am Ende der Lehre sofort entlassen: »Ein toter Job, ich hätte da nie wieder Arbeit gefunden. « Vier Monate war er arbeitslos, dann hat er sich freiwillig beim Bund gemeldet: »Ich hab mich für vier Jahre verpflichtet. Jetzt hab ich 1.500 Mark im Monat, vorher waren's 600 Mark Arbeitslosenunterstützung, davon konnte ich nicht leben.«

Andere Wehrpflichtige, Pioniere aus Stade, mischen sich ein: »Als Obergefreiter bist du doch der letzte Arsch. Du bringst doch vier Jahre damit zu, anderen den Dreck wegzumachen. Der Obergefreite nickt. Dreck wegzumachen sei immer noch besser, als auf der Straße zu sitzen.

Verstanden wird er nur von Heinrich Breit, einem Maurer. Für ihn ist der Bund »Urlaub«. »Ich hab auf dem Bau Akkord arbeiten müssen, Stein auf Stein, jedesmal 25 Kilo, dagegen war selbst die Grundausbildung eine Erholung«. Vielleicht will auch er sich verpflichten. Rundlich geworden vom vielen Bier, findet er selbst die 30-Kilometer-Märsche nicht so schlimm. »Da nimmt man ab«.

Am Ende des Gangs sitzt auf seinem weißen Wäschesack in sich zusammengesunken noch ein Uniformierter. Er sei zum Bund gegangen, weil er Sonderschüler sei. »Da hätt ich auf dem Arbeitsmarkt doch nie eine Chance.« Ihm gefällt's bei der Truppe, »die Kameradschaft und so«, nur eins weiß er bereits nach zwei Monaten sicher: »Wenn es Krieg gibt, da würd ich nie mitmachen. Ich hab auf Scheiben geschossen und mir dann die Einschläge angesehen. Ich könnte nie auf Menschen schießen.« Seine Vorgesetzten wissen das, sie lachen darüber.

In Bremen auf dem Hauptbahnhof wird es lauter. Aufgepaßt werden muß auf die Feldjäger, die an Wochenenden in Zügen und auf Bahnhöfen patrouillieren, denn »die langen ja mit ihren Gummiknüppeln schon zu, wenn du mit einer Bierdose aus dem Fenster schaust«.

Sie sollen über die Einhaltung des Soldatengesetzes wachen. Darin heißt es unter Paragraph 17 Absatz eins: »Der Soldat hat Disziplin zu wahren (... » Absatz zwei: « ...) Außer Dienst hat sich der Soldat außerhalb der dienstlichen Unterkünfte und Anlagen so zu verhalten, daß er das Ansehen der Bundeswehr oder die Achtung und das Vertrauen, die seine dienstliche Stellung erfordert, nicht ernsthaft beeinträchtigt. « So gesehen sind die Wehrpflichtigen ein subversives Potential, das es zu unterstützen gilt.

---

* Alle Namen auf Wunsch der Betroffenen von der Redaktion geändert.

Konkret 07/84, S. 16

Sabine Rosenbladt, Tomás Borge

Reserven für 20 Jahre

Nicaragua ist in Bedrängnis, seitdem es nicht mehr das Nicaragua Somozas ist. Kann es sich gegen die Umzingelung noch wehren? Wie lange noch? Mit welchen Entbehrungen? KONKRET-Redakteurin Sabine Rosenbladt sprach in Managua mit dem Innenminister Tomás Borge

KONKRET: Comandante, wenn man die Kriegsvorbereitungen der USA an Ihren Grenzen betrachtet, muß man fürchten, daß nur noch ein Wunder das sandinische Nicaragua retten kann. Glauben Sie an Wunder?

Borge: Ich glaube an das wunderbare Wunder der Revolution. Nicaragua wird ständig bedroht und ist ständig in Gefahr. Das entspricht dem historischen Gesetz, daß es keine Revolution ohne Konterrevolution gibt. Es geht hier um Klassenkampf: Die Entmachteten wollen sich nicht damit abfinden, daß sie keine Macht mehr haben, und die Interessen der ehemals Herrschenden, die aus ihren Machtpositionen vertrieben worden sind, vertritt der Imperialismus. Deshalb ist es absolut normal, daß in Nicaragua eine Konterrevolution existiert.

Allerdings hat unsere Revolution zu einem Zeitpunkt stattgefunden, an dem der Imperialismus sich zu einem Höhepunkt an Aggressivität gesteigert hat; sie passierte in einem Moment, in dem die USA von der aggressivsten und reaktionärsten Regierung in der Geschichte der Vereinigten Staaten angeführt werden.

KONKRET: Die einzige erfolgreiche Revolution in der Geschichte Lateinamerikas ist bisher die kubanische gewesen, alle anderen sind durch direkte oder indirekte Interventionen der USA gescheitert. Die Schweinebucht-Invasion ging vor allem deshalb schief, weil Präsident Kennedy davor zurückschreckte, die Marines zu schicken. Glauben Sie, daß Präsident Reagan auch solche Skrupel haben wird?

Borge: Ich glaube, daß die Invasion in Kuba auch dann gescheitert wäre, wenn Präsident Kennedy diesen Befehl gegeben und Kuba aus der Luft angegriffen hätte. Aber Reagans Bestrebungen sind natürlich viel intensiver.

KONKRET: Wie beurteilen Sie den Besuch von US-Außenminister Shultz zu diesem Zeitpunkt in Managua? Bedeutet er, daß die USA doch einen Dialog mit Nicaragua wollen?

Borge: Präsident Reagan hat im Moment komplexe innen- und außenpolitische Probleme. Zwar muß man sagen, daß aus seiner Sicht seine internationale Politik, besonders die schmähliche Politik in Lateinamerika, erfolgreich war. Trotzdem haben sich in der letzten Zeit die Proteste gegenüber seiner mittelamerikanischen Politik ver-, mehrt, und daher brauchte er den Anschein einer Dialogbereitschaft. Wenn sich diese Dialogbereitschaft konkretisieren sollte, was bis jetzt noch nicht geschehen ist, würden wir das gerne akzeptieren, weil wir ein Land sind, das den Dialog und den Frieden will.

KONKRET: Die Shultz-Initiative war also nur Kosmetik?

Borge: Unsere Grundforderung ist, daß die USA von ihrer interventionistischen Politik uns gegenüber ablassen, um überhaupt einen Dialog zu ermöglichen. Sie müßten also dem Urteilsspruch von Den Haag Folge leisten und sichtbare und konkrete Beweise liefern, daß sie wirkliche Verhandlungen wollen. Das haben sie noch nicht getan.

KONKRET: Wer war Ihrer Meinung nach verantwortlich für das Attentat auf Eden Pastora?

Borge: Ich habe keine detaillierten Informationen darüber, aber ich teile die Meinung vieler, daß dieses Attentat von Elementen des CIA ausgeführt wurde.

KONKRET: Eine persönliche Frage: Comandante Cero alias Eden Pastora hat Sie damals mit der von ihm geleiteten Aktion im Nationalpalast aus dem Gefängnis geholt. Was denken Sie über diesen Mann?

Borge: Man kann nicht sagen, daß Pastora mich aus dem Gefängnis befreit hat. Das war eine Aktion der Frente Sandinista. Er hat an dieser Aktion teilgenommen und hat, eitel wie er ist, danach eine große Affäre daraus gemacht. Wir schätzen Menschen aufgrund ihrer revolutionären Eigenschaften und nicht wegen einer einzelnen Tat. Pastora ist ein Verräter.

KONKRET: Aber durch seine Ausschaltung wird die militärische Einkreisung Nicaraguas enger: ARDE* und FDN* haben sich zusammengeschlossen, die Somozisten werden jetzt von zwei Seiten, von Honduras und Costa Rica aus, angreifen.

Borge: Sie haben schon immer mehr oder weniger zusammengearbeitet. Jetzt ist die ARDE gespalten. Der Anspruch Pastoras war, der einzige Anführer der Contras zu sein. Das wurde weder von der ARDE noch von der FDN und dem CIA akzeptiert. Pastora hatte interne Probleme mit der ARDE und der FDN nicht aus prinzipiellen Gründen, sondern wegen seiner persönlichen Ambitionen.

KONKRET: Aus diesen Gründen hatte auch der CIA große Probleme mit Pastora, weil er einfach nicht so einsetzbar war, wie man es gerne gehabt hätte.

Borge: Er hat akzeptiert, ein Instrument des CIA zu sein. Er wollte nur an erster Stelle stehen.

KONKRET: Halten Sie die Situation jetzt für gefährlicher als vor zwei Monaten?

Borge: Ich glaube, daß die nordamerikanische Politik Kontinuität bewiesen hat, und ich glaube, daß die Situation sich im Gegenteil verbessert hat, weil wir einige sehr entscheidende Entschlüsse gefaßt und Fortschritte an der Kriegsfront gemacht haben. Im Innern hat sich die revolutionäre Stimmung verstärkt, in den Kampfgebieten haben wir in den letzten Monaten viele konterrevolutionäre Banden aufgerieben.

KONKRET: Die Kriegssituation hat Nicaragua schweren ökonomischen Schaden zugefügt, sie hat unter anderem dazu geführt, daß Sie die umfassenden Lebensmittelsubventionen bis auf einen kleinen Rest wieder streichen mußten. Wie lange werden Sie diese Lage wirtschaftlich noch durchhalten können?

Borge: Diese ökonomische Krise wird noch einige Jahre anhalten. Wir sind nicht in der Lage, sie zu lösen, sowohl weil wir Opfer der internationalen Krise sind, als auch aufgrund der Aggression. Außerdem muß man sagen, daß ein großer Teil unseres Budgets für die Verteidigung ausgegeben werden muß.

KONKRET: 25 Prozent Ihres Staatshaushalts.

Borge: Ich will nicht nur vom Haushalt sprechen; viele Mittel, die für andere Bereiche bestimmt waren, für die Produktion, für das Soziale, müssen für die Verteidigung verwandt werden. Das bedeutet, daß die ökonomischen Probleme sich vervielfältigen, daß die Produktion der Grundnahrungsmittel abnimmt. Diese umfassende Minderung de Lebensqualität ist der Preis, den wir bezahlen müssen für diesen Krieg gegen uns.

KONKRET. Stellen die Wahlen zu diesem Zeitpunkt, unter diesem Druck von außen, nicht ein ungeheures Wagnis dar?

Borge: Ja, das ist e großes Risiko in jeder Hinsicht. Auch ökonomisch wird das ein großes Problem. Wir müssen Tausende von Leuten zur Abwicklung des Wahlvorgangs bereitstellen, die Transportmöglichkeiten für diese Leute, etc. etc. Das bedeutet, daß wir dieses Personal und diese Transportmittel aus der Verteidigung abziehen müssen. Ich habe meine Kollegen von der Nationalen Direktion gerade wieder darauf aufmerksam gemacht, daß wir nur drei Millionen Einwohner haben in Nicaragua...

KONKRET: In Washington mehren sich Gerüchte, daß diese Schwächung der Verteidigung unter Umständen die militärische Intervention geradezu provozieren, daß die Lage vor den Wahlen zur Invasion ausgenutzt werden könnte. Befürchten Sie das auch?

Borge: Die Wahlen alleine und auch die Tatsache, daß da zehntausend Leute abgezogen werden, erhöhen die Interventionsgefahr noch nicht. Aber natürlich bereitet uns das großes Kopfzerbrechen.

KONKRET. Gibt es Pläne, die sich mit der Möglichkeit einer Invasion vor den Wahlen beschäftigen? Zum Beispiel habe ich gehört, daß die neun Comandantes unter sich jetzt Gebiete in den Bergen aufgeteilt haben; heißt das, daß Sie schon nachdenken über einen neuen Guerillakrieg?

Borge: Ja. Natürlich ist alles, was wir tun, dazu bestimmt, die Interventionsgefahr zu beseitigen. Deshalb bekämpfen wir die konterrevolutionären Banden, deshalb sind zum Beispiel Comandante Jaime Wheelock für die sechste Region, Matagalpa, Comandante Luis Carrión für die fünfte und andere Comandantes für andere Gebiete bestimmt worden.

KONKRET: Comandante, Sie kämpfen jetzt seit mehr als zwanzig Jahren gegen immer dieselben Feinde. Bemerken Sie nicht langsam gewisse Ermüdungserscheinungen an sich?

Borge: Ich glaube, ich habe Reserven für mindestens zwanzig weitere Jahre.

KONKRET: Eine Kollegin von der Zeitung »Barricada« erzählte mir von einem Gespräch mit dem Comandante Victor Tirado, bei dem er plötzlich in Tränen ausbrach über die schreckliche Ungerechtigkeit, daß eine so große Macht wie die USA mit einem so kleinen Land wie Nicaragua Krieg führt.

Borge: Ich weine nur angesichts der Würde von Menschen, aber niemals über ihre Aggressivität. Trotzdem verstehe ich sehr gut, wie mein Bruder und Kampfgefährte Victor Tirado fühlt.

KONKRET: Haben Sie nicht manchmal Angst um Ihr kleines Volk?

Borge: Ich fühle gegenüber dem nicaraguanischen Volk eine sehr große Achtung und eine große Zärtlichkeit.

KONKRET: Es gibt in Ihrem Land auch eine »innere Front« Für wie gefährlich halten Sie Ihre Gegner innerhalb des Landes?

Borge: Die konterrevolutionären Truppen stehen im Moment zum größten Teil innerhalb von Nicaragua. Aber was terroristische Kommandoaktionen betrifft, sind sie vollkommen neutralisiert. In den nächsten Tagen werden wir der Öffentlichkeit einen Contra-Chef vorstellen, der sich angeekelt von den Dingen, die er bei den Konterrevolutionären erlebte, dem Sandinistischen Heer ausgeliefert hat. Er wird erzählen, wieviel Demoralisierung und Korruption in den Reihen der Contras herrschen.

KONKRET: Und was halten Sie von Ihren politischen Gegnern in den Oppositionsparteien?

Borge. Wenn man in ein Museum kommt, wo Mumien ausgestellt sind, dann riecht es da meistens schlecht. Diese Belästigung des Geruchssinns ist der größte Schaden, den sie anrichten.

KONKRET: Welche Rolle spielt denn zum Beispiel Ihr Erzfeind Obando y Bravo, der Bischof von Managua?

Borge: Politisch gesehen ist er die wichtigste Figur der Reaktion: Er ist der häßlichste, dickste und bedeutendste Anführer.

KONKRET: Der unter Umständen demnächst Kardinal sein wird -

Borge: Ach, wissen Sie, wir haben schon zwei Cardenals, Ernesto und seinen Bruder Fernando. Mehr brauchen wir wirklich nicht.

KONKRET: Sie, Tomás Borge, waren einer derjenigen, die nach dem Sieg der Revolution darauf gedrungen haben, daß mit Ihren Peinigern milde umgegangen wurde. Die Sandinisten haben die Todesstrafe abgeschafft, Lynchjustiz an ehemaligen Folterern vielfach verhindert. Das Ergebnis ist, daß viele dieser begnadigten Somozisten heute schon wieder gegen Sie kämpfen. Bereuen Sie heute Ihre Milde?

Borge: Unsere Politik verlangt die Achtung der Menschenrechte, und zwar aus prinzipiellen Gründen. Es kann kein Irrtum sein, die Menschen zu achten, auch wenn sie Verbrechen verübt haben. Wenn wir brutal gegen diese Menschen vorgegangen wären und uns damit genauso verhalten hätten wie sie, dann hätte sich in diesem Land gar nichts verändert. Diese Revolution ist gemacht worden, um den neuen Menschen zu schaffen.

KONKRET: Zur Zeit läuft gerade wieder eine Kampagne, die ausgeht von einem deutschen Filmemacher, der im Miskitogebiet war und behauptet, dort seien von den Sandinisten 15.000 Menschen umgebracht worden und 30.000 in KZs eingesperrt? **Borge:** Die Tatsache, daß ein deutscher Filmemacher ungerecht und verleumderisch ist, kann überhaupt nicht bedeuten, daß wir daraufhin jetzt auch ungerecht und verleumderisch sein werden. Aber die Arbeit vieler Filmleute und Journalisten ist strikt kommerziell. Die Nachrichtenhändler verkaufen sich dem, der am meisten bietet. Dieser Filmemacher muß zu einer ähnlichen Journalistensorte gehören wie der, der von mir behauptete, ich sei Mitglied einer Bande von Rauschgiftschmugglern, als ich letztes Jahr in Deutschland war.

KONKRET: Es ist behauptet worden, daß Journalisten keine Erlaubnis bekommen, ins Miskitogebiet reisen zu dürfen. Entspricht das den Tatsachen?

Borge: Es gibt sehr viele Journalisten, die schon da waren. Aber es bestehen natürlich objektive Schwierigkeiten, in dieses Kriegsgebiet zu reisen, weil es unter anderem nur wenige Transportmöglichkeiten gibt.

KONKRET: In Westeuropa und den USA gibt es Solidaritätsbewegungen mit Nicaragua. Halten Sie die Arbeit dieser Komitees für effektiv?

Borge: Alle diese Solidaritätsbewegungen in Europa sind ein außerordentlicher Ansporn für uns, vor allem auch die wachsende Solidarität in den Vereinigten Staaten. Wir hoffen natürlich immer, daß noch mehr geschieht - die Revolution ist wie eine schöne Frau, die wünscht, daß ihre Schönheit auch beachtet wird. Die materielle Hilfe der Völker, die wir bekommen, ist wichtig, aber noch wichtiger als materielle Hilfe ist die moralische Unterstützung.

KONKRET: Welches sind Nicaraguas wichtigste internationale Verbündete?

Borge: Nicaragua hat sehr verläßliche Verbündete in Europa, und das sind die sozialistischen Länder. Dann gibt es innerhalb der Sozialistischen Internationale einige sozialdemokratische Parteien, die uns helfen. In Lateinamerika unterstützen uns neben Kuba auch noch Mexiko und einige andere Länder.

KONKRET: Glauben Sie, daß auch Guatemala und EI Salvador, vielleicht sogar Honduras, irgendwann die Chance haben werden, einen ähnlichen Weg einzuschlagen wie Nicaragua?

Borge: Revolutionen sind unausweichlich. Sie sind Teil der, geschichtlichen Entwicklung. Auch in diesen lateinamerikanischen Ländern wird es eines Tages eine Revolution geben; der Zeitpunkt hängt aber eng mit den jeweiligen subjektiven und objektiven Bedingungen in den Ländern zusammen. Die Revolution, das wissen schon unsere kleinen Kinder in den Kindergärten, kann nicht exportiert werden, sondern sie entsteht aus der konkreten Situation eines jeden Landes. Diese konkreten Bedingungen sind in einigen lateinamerikanischen Ländern gerade am Entstehen. Die Befreiung wird voranschreiten, und das wird keiner verhindern können.

KONKRET: Die USA werden es zumindest mit aller Kraft versuchen.

Borge: Das ist auch unausweichlich. Sonst wären Revolutionen so etwas wie reife Früchte, die man bloß anzurühren braucht, und sie fallen einem in den Schoß. Aber so ist es leider nicht. Eine Revolution ist eine Sache voller Widersprüche, voller Anstrengungen, voller Kämpfe. Von alleine kommt sie nicht.

KONKRET: Comandante Borge, mir fällt eine Verszeile ein: Mich wundert, daß Sie so fröhlich sind!

Borge: Darauf kann ich mit einem Zitat von Leo Fucik antworten: »Ich bin für die Fröhlichkeit geboren und bin bereit, für die Fröhlichkeit zu sterben. « Für ein fröhliches Volk lohnt es sich zu kämpfen.

---

*FDN = Fuerzas Democráticas Nicaraguenses (Demokratische Kräfte Nicaraguas)

ARDE = Alianza Revolucionaria Democrática (Demokratische Revolutionäre Allianz)

Konkret 07/84, S. 20

Nils Peter Ambusch

Marcos hatte keine Wahl

Die Proteste und Demonstrationen auf den Philippinen nach der Ermordung des Oppositionspolitikers Aquino haben das Land in eine schwere politische Krise gestürzt. Wirtschaftlich stehen die Philippinen vor dem Bankrott. Die Neue Volksarmee in den Bergen wird immer stärker. Nun sollten Wahlen helfen. Nils Peter Ambusch war ein Jahr auf den Philippinen, unter anderem bei der Neuen Volksarmee

Eine sonderbare Atmosphäre liegt über der Stadt. Ich sitze in einem kleinen Restaurant bei Reis und Chopsouy. Am Nebentisch vier Männer, die erregt und doch verhalten im Gespräch ihr Mittagessen fast vergessen. Ich verstehe nur die englischen Begriffe des Taglish - einer Mischung aus Tagalog, dem meistgesprochenen philippinischen Dialekt, und eben Englisch: martial law, military on the alert, Marcos or the First Lady. Der Schweiß tropft nicht nur mir von der Stirn. Die Ventilatoren stehen still. Vor ein paar Stunden ist der Strom ausgefallen.

Tags zuvor, am 21. August 1983, ist der aus seinem Exil zurückkehrende Oppositionsführer Aquino erschossen worden, noch bevor er einen Fuß auf philippinischen Boden setzen konnte. Er war gekommen, die in sich zerstrittene Opposition zu einigen und gestärkt in die Parlamentswahlen zu führen. Erschrecken, Wut und Angst ist in den Gesichtern zu lesen. Diese unverhohlene Brutalität hatte man noch nicht einmal Marcos zugetraut. In Südluzon sei die Neue Volksarmee, der bewaffnete Arm der Untergrundbewegung, in die Offensive gegangen, in Manila würden Oppositionelle verhaftet. Später, in einem Buchladen, erzählt man, einige seien schon ermordet worden. Vielleicht würde gar erneut das Kriegsrecht verhängt. Auch im September 1972 gab es drei Tage Stromausfall, bevor der Ausnahmezustand erklärt wurde.

Auch die Androhung der erneuten Verhängung des Kriegsrechts kann die Filipinos nicht einschüchtern. »Im Grunde ist das Kriegsrecht seit Aufhebung des Kriegsrechts 1981 nur noch verschärft worden«, sagt der fast 80jährige Ex-Senator Tanada. »Die von den USA unterstützte Marcos-Regierung hat die Ehre, sich in die Reihe der grausamsten Menschenrechtsverletzer einreihen zu dürfen. «

Allein in den letzten beiden Jahren wurden 3.995 Menschen aufgrund subversiver Verdächtigung gefangengenommen, 187 Personen verschwanden, ohne jemals wieder gesehen worden zu sein, 263 Filipinos wurden in grausamen Massakern hingerichtet. Sechshundert Landsleute wurden irgendwo, oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, tot aufgefunden, nachdem sie eine kurze Zeit vermißt worden waren. Der militärische Begriff dazu heißt »salvaging«; er meint, einen Verdächtigen zu retten - indem man ihn tötet. Zufällig aufgefundene Tote sind keine politischen Gefangenen.

Die Protestbewegung stürzte das Marcos-Regime nicht nur in eine politische Krise, sondern machte vor allem auch die wirtschaftliche Misere offenbar. Im Grunde stehen die Philippinen vor dem Bankrott. Die Auslandsverschuldung beträgt 26,5 Milliarden US-Dollar, zu zahlen an circa 350 ausländische Banken, darunter die Dresdner Bank, und den Internationalen Währungsfond (IWF). Im Oktober letzten. Jahres schrumpften die Devisenreserven auf ganze 430 Millionen Dollar, nicht einmal genug, um für einen Monat benötigte Importe zu bezahlen.

Die Wurzeln für die augenblickliche wirtschaftliche Krise reichen aber mehr als ein Jahrzehnt zurück. Seit Erklärung des Kriegsrechts 1972 sind Marcos und seine Kumpane gehorsame Schüler des von dem Internationalen Währungsfond und der Weltbank - den Garanten des Internationalen Weltwirtschaftssystems - propagierten »Entwicklungsmodell«. Extrem niedriges Lohnniveau, günstiges Investitionsklima und eine ausgebaute Infrastruktur sollen multinationale Konzerne und andere ausländische Investoren ins Land locken. Diese beseitigen dann alle bestehenden wirtschaftlichen Probleme. Sie schaffen neue Arbeitsplätze, bringen moderne Technologie ins Land - an welcher dann einheimische Fachkräfte ausgebildet werden können, und vermindern oder gar beseitigen Handels- und Zahlungsdefizite.

Seit einigen Jahren ist das Scheitern dieser Wirtschaftsstrategie offenbar. Die erwarteten Devisen blieben aus. Die Hälfte bis zwei Drittel des investierten Kapitals wurde zu ungeheuer günstigen Bedingungen am inländischen Kreditmarkt aufgenommen. Der Löwenanteil der Profite wird in die Heimatländer zurückgeführt. In einer Studie der University of the Philippines wird gezeigt, daß sich der Profit für jeden investierten US-Dollar auf 3,58 Dollar beläuft. Davon werden zwei Dollar außer Landes geschafft, während der Rest reinvestiert wird.

Da die exportorientierte Wirtschaft sehr stark von ausländischen Importen abhängig ist, stieg das Handelsbilanzdefizit in den letzten Jahren beständig an. Marcos war daher gezwungen, weiterhin hohe Kredite beim Internationalen Währungsfonds und bei ausländischen Banken aufzunehmen. Diese sind jedoch an zunehmend striktere Bedingungen geknüpft: Kürzungen im Sozial- und Gesundheitsbereich. Erhöhung der indirekten Steuern, Senkung der Reallöhne und vor allem eine weitere Entwertung des Peso.

So nimmt es kein wunder, wenn die breiten Bevölkerungsschichten die »Entwicklung« nur durch weitere Verarmung zu spüren bekommen. Laut der Nationalen Wirtschaftsentwicklungsbehörde (NEDA) leben 84 Prozent aller Filipinos unterhalb der Armutsgrenze. Nach ihrer Berechnung liegt die untere Grenze für die Lebenshaltungskosten einer

sechsköpfigen Familie bei 74 Pesos pro Tag. Der gesetzlich festgesetzte Minimumlohn eines Industriearbeiters liegt jedoch bei 25 Peso (etwa 7 Mark) - und der wird selten gezahlt. Da die Produkte für den Export beziehungsweise die lokale Elite bestimmt sind, interessieren die Arbeiter nur als Kostenfaktor der Produktion, nicht aber als Konsumenten der produzierten Konsumgüter.

Seit Mitte letzten Jahres verhandelte Finanzminister Virata mit dem Internationalen Währungsfond über einen neuen 650-Millionen-Dollar-Kredit. Weitere 1,65 Milliarden Dollar wurden auf dem Eurodollarmarkt verhandelt. Dort aber wartete man erst einmal die Entscheidung des IWF ab.

Der Protest nach der Ermordung Aquinos war vor allem Ausdruck des wachsenden Unbehagens der Mittelschicht, besonders auch der einheimischen Unternehmer, die durch Verknappung der Kredite und Devisen bei gleichzeitig steigenden Preisen für die so dringend benötigten Importe um die Existenz ihrer Firmen bangten.

Der Widerstand gegen das Regime begann jedoch nicht erst am 21. August 1983. Die Neue Volksarmee (New Peoples Armee - NPA) feierte am 29. März dieses Jahres ihr 15jähriges Jubiläum. Sie ist der bewaffnete Arm der im Untergrund tätigen Nationalen Demokratischen Front (NDF), in der Arbeiter und Bauern sich mit Studenten, Slumbewohnern, im Gesundheitswesen Tätigen und den fortschrittlichen Kräften des kirchlichen Sektors zusammengeschlossen haben. Die Hauptziele der NDF sind

1) eine nationale Revolution zur Beendigung des-US-Einflusses auf den Philippinen,

2) eine demokratische Revolution zur Umformung der semifeudalen und büro-kapitalistischen wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse.

Als Nahziel besteht die Abschaffung der faschistischen Marcos-Diktatur. Diese Koalition fast aller Sektoren der Gesellschaft schließt die Kommunistische Partei der Philippinen (CPP) mit ein.

Der Fahrtwind ist eine angenehme Erfrischung in der Schwüle des Mittags. Neben mir sitzt Lito, mein philippinischer Begleiter. Einige Tage hatten wir nun in Davao gewartet und endlich heute morgen grünes Licht bekommen für den Besuch bei unseren Freunden in den Bergen.

Nach eineinhalb Stunden erreichen wir eine mittlere Kleinstadt. Hier sollen wir von einer Verbindungsperson abgeholt werden. Ben erwartet uns bereits, als wir das etwas entlegene Restaurant endlich finden. »Wir werden bis zur Dämmerung warten«, sagt er, »ein Weißer zieht oft Aufmerksamkeit an«.

Um sechs Uhr sitzen wir dann alle in einem alten Jeep. Nach etwa zehn Kilometern halten wir an. Der Fahrer geht in eine am Straßenrand liegende Hütte, um sich zu erkundigen, ob die Luft rein ist. Die anderen öffnen derweil die Kühlerhaube, um eine Panne vorzutäuschen. Es, kommt kein Militärfahrzeug vorbei. Zwei Kilometer weiter huschen wir mit unseren Taschen in den Wald. An einer kleinen Hütte erwarten uns vier andere, die uns zum Lager bringen sollen. Ich bin der erste Weiße, der in dieser Front »zu Besuch« gekommen ist. Etwa 40 Kämpfer sind aus verschiedenen Distrikten zu einem halbjährig stattfindenden Frontmeeting zusammengekommen. Die Arbeit des letzten halben Jahres soll ausgewertet, die kommende Zeit geplant werden.

Jede Guerilla-Front besteht aus einer Organisationsstruktur mit einem militärischen Kommando. Sie ist in verschiedene Distrikte eingeteilt, für die jeweils eine lokale NPA-Einheit zuständig ist. Fronten liegen in sogenannten Guerilla-Zonen. Das sind Gebiete, oft mehrere Landkreise umfassend, in denen die Bevölkerung politisch organisiert ist und das Militär längst keinen ungehinderten Zutritt mehr hat. Im Augenblick unterhält die NPA 45 Guerilia-Fronten in 53 von 72 Provinzen des Landes. Die Hälfte des ganzen Landes besteht mittlerweile aus sogenannten roten Zonen.

Ich beginne ein Gespräch mit dem 25jährigen Larry. Vor sechs Jahren hatte er beantragt, in die NPA aufgenommen zu werden. Vorher hatte er in verschiedenen Dörfern Bauern organisiert. »Ich wollte meine Zeit und Kraft ganz für den Kampf meines Volkes geben. Irgendwann war mir klar, daß nur der bewaffnete Kampf das Leiden unseres Volkes beenden kann.« Er ist Mitglied einer lokalen Guerillaeinheit. Auch dort war er hauptsächlich damit beschäftigt, den Bauern politischen Unterricht zu erteilen und Organisationen weiter zu konsolidieren.

Daneben versuchen sie, die revolutionäre Landreform in ihrem Gebiet voranzutreiben. »Wir gehen zu einem Großgrundbesitzer und verhandeln mit ihm über die Preise für Düngemittel, Pestizide und Saatgut. Oft können wir erreichen, daß die Bauern nur noch 70 Prozent der Preise bezahlen müssen. Vor allem bemühen wir uns um die Senkung der Pachtzahlungen. Manchmal kann der Betrag auf ein Drittel des ursprünglichen reduziert werden. Der Differenzbetrag wird dann aufgeteilt zwischen dem Bauern, der lokalen Bauernorganisation und der NPA. Brachliegendes Land versuchen wir zu konfiszieren und an die Bauern zu verteilen.« Auch wurde damit begonnen, ein Basisgesundheitsprogramm aufzubauen. So wundert es nicht, daß die Sympathie innerhalb der Bevölkerung für die Freiheitskämpfer ständig wächst. Sie werden in Gesprächen liebevoll »nice people around« genannt. Etwa zwölf der insgesamt 50 Millionen Filipinos unterstützen die NPA aktiv.

»Das ist das wichtigste Kennzeichen unseres Kampfes«, sagt Larry, »daß wir von den Massen abhängig sind und von ihnen unterstützt werden. Eine Revolution, die nur auf die Macht der Waffen baut, ist langfristig fragwürdig. Deswegen hatte für uns neben militärischen Auseinandersetzungen die politische Erziehung höchste Priorität.«

In der letzten Zeit jedoch habe eine Schwerpunktverlagerung stattfinden können. Mit der wachsenden Konsolidierung der Gebiete und der völligen Übernahme der Selbstverwaltung der Massenorganisationen durch die ländliche Bevölkerung könne sich die NPA nun stärker auf die militärischen Aspekte des Kampfes konzentrieren.

Nachdem mir auffiel, daß noch nicht einmal jeder zweite der versammelten Kämpfer ein Schnellfeuergewehr besitzt, frage ich Antonio halb scherzhaft, halb ernst, wie lange sie denn noch brauchten bis zur Befreiung. »Fünf Jahre, vielleicht auch acht, ich weiß es nicht. Du mußt die Entwicklung sehen. Vor noch zwei Jahren gab es im Durchschnitt nur ein bis zwei Angriffe pro Woche landesweit. Heute werden fast täglich taktische Offensiven durchgeführt. «

Vor 15 Jahren waren es 60 Bauern und Studenten, die sich mit 35 alten Gewehren in Tarlac zum bewaffneten Widerstand entschlossen. So richtig begann der Kampf erst, als die Gruppe beträchtlich angewachsen war und Marcos 1972 das Kriegsrecht verhängte. Heute sind es ungefähr 20.000 Kämpfer, und es wären mehr, wenn nicht immer noch Mangel an Waffen bestünde. Seit einiger Zeit sind gar Operationen von Einheiten in Bataillonstärke (300) möglich. Die Neue Volksarmee ist einer Studie des amerikanischen Geheimdienstes CIA zufolge die »am schnellsten anwachsende Guerilla-Bewegung der Welt«. Den überwiegenden Teil der Waffen konfisziert die NPA bei Überfällen auf den Feind. Einige Waffen und Munition werden von Regierungssoldaten gekauft.

Um des wachsenden Widerstandes Herr zu werden, ist den Militärs jedes Mittel recht. Wo law and order es verlangen, wird ein Krieg gegen die eigene Bevölkerung geführt. Um NPAs zu bekämpfen, werden manchmal ganze Gebiete angegriffen und bombardiert, bis die Menschen entweder tot oder geflüchtet sind. In den letzten Jahren operiert man immer mehr mit der im Vietnamkrieg praktizierten Strategie des »Hamletting«: Bauern werden von ihren Feldern getrieben und in strategischen Wehrdörfer zusammengepfercht.

Auffällig ist, daß Wehrdörfer vor allem dort errichtet werden, wo multinationale Konzerne beabsichtigen sich niederzulassen oder wo strategisch wichtige Rohstoffe zu finden sind. Hunderttausende Hektar Land sollen für Palmöl-, Ipilipil- und Kautschukpflanzen zur Verfügung gestellt werden.

Am Abend, bevor ich die Zone verlasse, komme ich mit Antonio auf die Wahlen zu sprechen. »Für Marcos ist der 14. Mai lebenswichtig«, sagt Antonio, »seine Herrschaft steht auf dem Spiel. Er muß der Weltöffentlichkeit und den internationalen Finanzinstituten zeigen, daß sein Regime den Segen des Volkes hat. Wir wissen, daß unter dem gegenwärtigen diktatorischen Regime niemals faire Wahlen stattfinden werden. Deswegen werden wir die Bevölkerung zu einem Boykott aufrufen.«

Boykott oder Partizipation an den Wahlen im Mai war auch das große Thema der legalen Opposition. Die Diskussion darüber wurde vor allem zwischen den traditionellen Oppositionsparteien einerseits und den in der zweiten Hälfte des Jahres entstandenen fortschrittlich-nationalistischen Bündnissen andererseits geführt.

Kurz nach der Ermordung Aquinos wurde JAJA (Justice for Aquino, Justice for All) gegründet, ein Bündnis, welches bis Ende des Jahres '83 auf 121 Mitgliedsorganisationen angewachsen war. Arbeiter, Studenten, Rechtsanwälte, Lehrer und Geschäftsleute wollten mit militanten, aber gewaltlosen Mitteln den Kampf gegen Fremdherrschaft und Diktatur vorantreiben.

Am 3. bis 5. November 1983 fand mit 300 Delegierten aus dem ganzen Lande die erste nationale Vollversammlung der Nationalist Alliance for Justice, Freedom and Democracy (NAFJD) statt. Die Idee für dieses breite Bündnis von organisierten Kräften aus allen Teilen der Bevölkerung läßt sich bis 1981 zurückverfolgen. Damals hatte eine multisektorale Bewegung den Boykott der Präsidentschaftswahlen angeführt und die Möglichkeit eines längerfristigen nationalen Bündnisses zum Sturz des Marcos-Regimes erwogen. In dem auf der Vollversammlung verabschiedeten Programm wird der Sturz der »US-Marcos-Diktatur« und der Aufbau einer aus allen Sektoren der Gesellschaft bestehenden Übergangsregierung anvisiert. Die antiimperialistische NAFJD kommt in ihrem Programm den Zielsetzungen der im Untergrund tätigen Nationalen Demokratischen Front (NDF) nahe. '

Anfang Januar versammelten sich JAJA, NAFJD mit den bürgerlichen Oppositionsparteien UNIDO, PDP-Laban und der Liberalen Partei zu einem Kongreß mit 6.000 Delegierten, um über die kommenden Wahlen zu beraten. Man konnte sich auf einen Forderungskatalog für eine Teilnahme an »ehrlichen und sauberen Wahlen« einigen: Die Aufhebung der gesetzgebenden Vollmachten des Präsidenten, sofortige Widerrufung aller repressiven und antidemokratischen Präsidentenerlasse, neue Wählerlisten, Einführung des Kriegsrechts nur bei zweidrittel Mehrheit im Parlament und eine Generalamnestie für alle politischen Gefangenen. Die Wahlen sollten gemeinsam boykottiert werden, falls diese Forderungen bis zum 14. Februar nicht erfüllt würden. Das Boykottbündnis zerfiel mit dem Ablauf der für die Forderungen gesetzten Frist. Salvador Laurel, Sprecher des 12-Parteien-Bündnisses UNIDO - welches zwar den Rücktritt von Marcos

und die Rückkehr zur Demokratie fordert, gleichzeitig aber an der »Freundschaft und Zusammenarbeit« mit den USA festhält - sagte, er wolle mit der erklärten Teilnahme an den Wahlen der »Demokratie noch eine letzte Chance geben«. In Oppositionskreisen munkelte man dann auch später, daß die UNIDO für ihren Wahlkampf Gelder aus Washington erhalten habe.

Die USA hatten neben Marcos wohl die stärksten Interessen an den Parlamentswahlen. Schließlich umfassen die amerikanischen Direktinvestitionen auf den Philippinen mindestens drei Milliarden Dollar, 50 Prozent des investierten Kapitals in ganz Südostasien. Vor allem aber geht es um die militärstrategische Bedeutung der Philippinen: Unter den 23 militärischen Einrichtungen und Basen der USA befinden sich zwei strategisch als unverzichtbar eingestufte Flotten und Luftfahrtstützpunkte. Clark und Subic Bay, Stützpunkt der 7. US-Flotte. Zum einen dienen sie als Sprungbrett für US-Interventionen der 200.000 Mann starken schnellen Eingreiftruppe in Krisengebiete, zum anderen sind sie Eckpfeiler im Einkreisungsgürtel um die Sowjetunion.

Welche militärstrategische Bedeutung die Philippinen für die USA besitzen, erläuterte Admiral Robert Long, Oberbefehlshaber der US-Pazifikflotte, einem Ausschuß des US-Außenministeriums am 16. Juni 1983:

»Der Ausgangspunkt jeglicher Diskussion über die strategische Bedeutung der US-Militäranlagen in den Philippinen muß in der Prüfung der US-Interessen in der Region Asien-Pazifik liegen... Die US-Streitkräfte in den Philippinen sind ideal stationiert, um den USA höchstmögliche Flexibilität in der Reaktion auf Krisen in diesem Teil der Welt zu gewähren... Für die Vereinigten Staaten macht die qualitativ und quantitativ ständig wachsende sowjetische Bedrohung eine realistische und globale Fähigkeit zur Kriegsführung erforderlich... Für die Vereinigten Staaten bedeutet dies, daß wir starke, ausgewogene, vorn-stationierte Streitkräfte brauchen, die über genügend Spielraum verfügen, unsere Verbündeten unseres Engagements zu versichern, Konflikte abzuschrecken und schnell zu reagieren.«

So ist es auch nicht verwunderlich, daß im März Leute vom CIA verschiedene Oppositionsgruppen besuchten, um sie zur Teilnahme an den Wahlen aufzufordern. Marcos sei im Verhältnis zu Regierungschefs anderer Staaten immer noch vergleichsweise menschlich.

Wie menschlich Marcos ist, und wie fair die Wahlen werden worden, ließ sich dann in der Zeit vor den Wahlen absehen. Vier Studenten, die an einem siebentägigen Boykottmarsch teilgenommen hatten, wurden eine Woche später zu Tode gefoltert aufgefunden. Zwei weitere werden immer noch vermißt. Während der dazu stattfindenden Protestkundgebung sah man, wie vier junge Männer und eine Frau von zivilen Personen und zwei Polizisten in ein Auto gezerrt wurden. Auch sie werden immer noch vermißt. In Cagayan Valley wurde ein ganzes Dorf in ein strategisches Wehrdorf zusammengepfercht. Die Mehrzahl der Dorfbewohner wollte die Wahl boykottieren. In Negros wurden am Wahltag neun Personen in einem Massaker getötet. Der Verteidigungsminister Enrile bezeichnete den Wahlkampf als den friedlichsten, an den er sich erinnern könne.

Als Beobachter zu den Wahlen wurden auch einige ausländische Politiker eingeladen. In der Bundesrepublik erhielten Rainer Barzel und Franz Joseph Strauß, der Marcos Ende 1982 bei einem Privatbesuch mit einer Polizeipistole als Gastgeschenk überrascht hatte, eine Einladungskarte.

Bis heute gibt es kein amtliches Wahlergebnis. Etwa 12 Millionen (40 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung) Filipinos haben die Wahl boykottiert. Erste Hochrechnungen ergaben etwa 60 Prozent für die Oppositionsparteien. Danach verschwanden Wahlurnen, die meisten anderen wurden in staatlichen Räumen »nachgezählt«. Danach sanken die Stimmen für die Opposition auf 3b bis 40 Prozent ab.

Auf jeden Fall werden Marcos und die Reagan-Administration das Anwachsen der Oppositionsabgeordneten als einen Sieg der Demokratie auf den Philippinen feiern. Erhöhte militärische Finanzhilfe von Seiten der USA darf dann auch für , die Philippinen erwartet werden. Und nur das werden die Filipinos als Ergebnis der Wahl zu spüren bekommen.

Konkret 07/84, S. 24

Alberto Moravia, Esther Koppel, Rolf Uesseler

Ein Kompromiß

Im gerade gewählten Europaparlament sitzt neben vielen alten Gesichtern ein in der Politik bisher unbekannter Mann, der vielleicht größte italienische Schriftsteller der Gegenwart, der siebzigjährige Alberto Moravia, ein erklärter Anti-Politiker, kein Anhänger der Friedensbewegung, gewählt als Unabhängiger auf den Listen der PCI. Im Europaparlament, das er heute noch für eine machtlose Institution hält, will er gegen die Ausrottung der Gattung Mensch durch die von Politikern und Regierungen nicht mehr kontrollierbaren atomaren Waffensysteme kämpfen. Das persönliche Engagement eines Künstlers? Ein Paradox, ein Kuriosum, die ethische Spinnerei eines Senilen? Mit Alberto Moravia sprachen Ester Koppel und Rolf Uesseler

KONKRET: Herr Moravia, zweimal haben Sie es abgelehnt, als Unabhängiger in den Listen der PCI für den italienischen Senat zu kandidieren, u.a. mit der Begründung, Politik reize Sie nicht, sei Ihnen wesensfremd. Heute aber sitzen Sie in einem Parlament. Ist aus Saulus ein Paulus geworden, haben Sie Ihren Glauben gewechselt?

Moravia: Ach Gott, über meine Rolle als Europaparlamentarier wollen Sie mit mir sprechen?! Ein trauriges Kapitel. Früher fürchtete ich - wohl zu Recht -, daß mich politische Arbeit von der Schriftstellerei abhalten würde. Aber es besteht ein grundsätzliches Problem. Ich bin davon überzeugt, daß Kunst und Politik antithetische Größen sind. Die Kunst, auch die des unbedeutendsten Künstlers, ist die Suche nach dem Absoluten. Und die Politik, auch die des genialen Politikers, ist die Suche nach dem Möglichen, dein Relativen, dem Kompromiß.

KONKRET: Sie sind also, wenn wir Sie richtig verstehen, ein Parlamentarier, der keine Politik machen will.

Moravia: Ich habe die Kandidatur angenommen, um ein Minimum zur Atomwaffendebatte, zur Abrüstung beizutragen. Das ist alles. Einen anderen Grund gibt es nicht. Und dieses Engagement hat mit Politik im eigentlichen Sinne nichts zu tun. Zwischen Politik und Atomarer Abrüstung gibt es keine Beziehung, nicht einmal eine indirekte. Es handelt sich um ein ethisches Problem. Mit der enormen Potenzierung der Atomwaffenarsenale ist ein Qualitätssprung vollzogen worden.

Es geht also nicht mehr primär um das Problem Krieg oder Frieden, auch nicht um Gleichgewichte in den politischen Einflußsphären oder um die Suprematie dieser oder jener Ideologie. Es geht um das Überleben der Gattung Mensch, und das ist nicht verhandelbar. Darüber kann man keine Verträge abschließen.

Man hat mir vorgeworfen, daß ich kein Abrüstungsspezialist bin. Sicher, aber nach langen und vielen Gesprächen mit Experten auf diesem Gebiet, u.a. in Japan, der UdSSR und in der BRD, wo ich Prof. Weizsäcker und General Altenburg interviewte, bin ich zu der Oberzeugung gelangt, daß die Politiker zur Frage der Abrüstung nichts Originelles zu sagen haben und die Experten in der Spezialistensprache des Krieges lebendig eingemauert sind. Noch mehr: Wenn man meint, die Abrüstung durch Politik erreichen zu können, dann ist das genau so ' als glaubte man, ein Haus bauen zu können, indem man mit dem Dach beginnt.

Mit der Monopolisierung der Atomwaffen und der Entscheidungsgewalt darüber hat sich eine atomare Abrüstungsdebatte breitgemacht, die den Völkern im Nebel technologischer Ignoranz und politischer Spitzfindigkeit erscheint. Das Resultat ist, daß die Gefahr der Menschheitsausrottung nicht geringer geworden ist - im Gegenteil, und eine undurchdringliche und unheilvolle Langeweile überschattet seit 40 Jahren die Verhandlungen über nukleare Abrüstung.

KONKRET. Mit anderen Worten: In der heutigen Atomära muß die Debatte über nukleare Abrüstung der politischen Ebene entzogen werden, weil Ihrer Meinung nach aus den Verhandlungen darüber Drohungen gegenseitiger Ausrottung geworden, an die Stelle von Verhandlungspartnern potentielle Massenmörder getreten sind und die Vernunft dem Terror Platz gemacht hat. Glauben Sie in diesem Zusammenhang noch immer an die Vernunft, und welche Rolle spielt die Kultur als Antithese zur Politik?

Moravia: Ich glaube an die Vernunft und an die Ausübung der Vernunft immer und überall. Nicht die Vernunft führt zur nuklearen Katastrophe. Die alte und vernünftige These von von Clausewitz, daß der Krieg die Fortführung der Politik mit anderen Mitteln sei, wird mit der Atombombe einfach absurd. So kann die Vernunft von heute die Vernunft von gestern widerlegen.

Und ich bin der Meinung, daß die Kultur, das heißt Menschen, die die Ideen bewegen und diejenigen, die sie auf der Ebene der ‚Massenmedien verbreiten und Bewußtsein schaffen. vor allem dadurch starken Einfluß auf die nukleare Abrüstung nehmen können, indem sie sich unabhängig von der politischen Macht halten und Schritt für Schritt zu Zeugen der Wahrheit werden. Die politische Macht - das liegt in ihrem Wesen - will den Frieden nicht; die Kultur hingegen -, das liegt in ihrem Wesen - will den Frieden. Die Politik will die Macht; die Kultur -will die Wahrheit.

KONKRET: Wer soll der Wahrheit jedoch zum Sieg verhelfen? Sie sind kein Teil der Friedensbewegung, weil Ihnen diese Art des Engagements völlig unzureichend erscheint; die »Massen« bezeichnen sie als manövriert und fatalistisch, die Politik dem Wesen nach der Macht verschreiben. Dennoch haben Sie sich von einer politischen Partei, der PCI, ins Europaparlament wählen lassen. Fehlt da nicht die logische Klammer?

Moravia: Wie ein Arbeitsloser, der aufs Kolosseum steigt, um hinauszuschreien, daß er sich hinunterstürzt, wenn man ihm keine Arbeit gibt, habe ich eine Tribüne gesucht, von der ich das sagen kann, was ich denke. Die PCI ist für mich das Kolosseum geworden. Und ich habe das Europaparlament gewählt in der Hoffnung, daß es zu einer nützlichen und wichtigen Funktion im Kampf um die totale Abrüstung aufsteigt: Denn nur eine Institution, die heute existiert, kann morgen wichtig werden.

Ich habe nie gesagt, daß ich nicht an die Massen als Protagonisten im Kampf um die nukleare Abrüstung glaube. Ich meine auch, daß die »Gleichgültigkeit« der Menschen der Atomperspektive gegenüber eine »gesunde« Reaktion auf den Tod, den endgültigsten Tod aller, den Tod der Art ist. Doch - wie gesagt - für diese Gleichgültigkeit sind direkt die beiden Supermächte verantwortlich. Die Massen sind immer pazifistisch gewesen, auch wenn die Dirigenten des politischen Weltorchesters sie anders eingestimmt haben. Dieser Pazifismus ist »präpolitisch«, und deshalb ist heute, wo - anders als früher - bei einer kriegerischen Auseinandersetzung keine Überlebensmöglichkeit besteht, die Rolle der Massen fundamental geworden.

Doch um die Völker von der typischen Geisteskrankheit des historischen Augenblicks, von der fixen Idee ihrer Führer, man könne durch Zurückgreifen auf die Kernwaffen die ideologischen und hegemonialen Konflikte zwischen den Nationen lösen, zu befreien, muß man vor allem das »Undenkbare denken«: daß alles das, was die Menschheit in Jahrzehnten und Jahrhunderten geschaffen hat, bestimmt ist, in einem Moment für immer zu verschwinden - wie Ameisen, die mit Insektiziden besprüht wurden.

Und wie ich an die Vernunft glaube, so glaube ich, daß es möglich sein wird, dem Ausbruch des Kernkrieges wie einer Epidemie vorbeugen zu können. Dafür müssen sich die Völker, die Menschen dieser Welt, dieses Problems bis in alle schrecklichen und absurden Einzelheiten bewußt werden.

KONKRET: Ist die Bewußtseinsbildung nicht ein zu geringer Schritt?

Moravia: Nein, wenn Bewußtsein bis zu dem Punkt vorstößt, in dem es in Tabubildung umschlägt, das heißt, wenn man neben die vielen Tabus, die das menschliche Abenteuer überhaupt möglich gemacht haben, wie zum Beispiel das Inzest-Tabu, heute das nicht weniger wichtige, weil überlebensnotwendige Tabu des Krieges stellt. An der Bildung dieses Tabus wird sich der Reifungsprozeß menschlicher Kultur messen. Deshalb würde ich es äußerst begrüßen, wenn andere Kulturschaffende, wenn zum Beispiel Heinrich Böll, die europarlamentarische Ebene beträten.

Konkret 07/84, S. 30

Mascha von Henjen

Absterbehilfe

Sterbehilfe als Mittel der Humanmedizin, einem nur noch elenden Leben den Sprung ins Jenseits zu verschaffen, tut so, als gäbe es in den Krankenhäusern sonst eher Lebenshilfe, zumindest aber Überlebenshilfe. Doch die gerinnt nicht selten unter den Händen aller, die in den Krankenhäusern arbeiten, zur Absterbehilfe. Vieles verletzt, manches tötet. Eine Frau berichtet über ihre Erfahrungen

Hätte ich doch nur diesen »Stern« damals nicht gelesen, diese Bilder darin gesehen, die die Greueltaten der Spanier, die sie unter den Indianern angerichtet haben, zeigten. Dieses eine Bild steht mir plötzlich wie ein hoher Pfeifton im Gehirn: ein spanischer Soldat setzt einer nackten Indianerin sein Messer an die Brust; er wird sie abschneiden, die runde Brust, wie eine Kohlrabiknolle von ihren Blättern.

Ich liege Einzelzimmer. So sagt man im Krankenhaus. In einem weißen, kühlen Bett. Draußen herrscht die Hitze des Sommers. Der Rettungshubschrauber donnert vorbei. Und doch ist es gleich: auch mir wird in meiner Brust rumgeschnitten.

Vor 14 Tagen wurden meine Brüste operiert. Das mit Knoten durchsetzte Drüsengewebe wurde entfernt. Die kleinen Restbrüste mit den geretteten Brustwarzen hatten sich entzündet. Natürlich weiß niemand, woran es gelegen haben könnte. Man ließ aber die Entzündung fortschreiten, wartete so lange, bis ich die Schmerzen nicht mehr aushalten konnte. Nach und nach schnitten und stießen sie in die hochempfindlichen Stellen ein. Ohne Betäubung. Mehrere Tage hintereinander.

Hier liege nicht eigentlich ich, hier liegt die Indianerin, die das Glück hat, medizinisch versorgt zu werden. Könnte ich doch nur dieses Bild abschütteln! Ich liege - alle Viere von mir gestreckt fast ohne Atem - flach im Bett, der Chefarzt kniet neben dem Bett, um die abgestorbenen Fleischteilchen besser erkennen zu können, bevor er sie abschnippt. Dabei hat er so große, wacklige Hände. Ich stehe an einem Abgrund. Jede Faser meines Körpers schreit Entsetzen. Ich bin erzogen, tapfer zu sein, keine Schmerzen zu zeigen, geschweige denn zu schreien. Was sein muß, muß sein.

Ich bin einzelnen Chirurgen ausgeliefert, die scheinbar bedauern, daß der Rest des menschlichen Körpers lebt, daß sie nicht ohne die störenden Schmerzreflexe eines lebenden Menschen ordentlich zupacken können. Nicht alle von ihnen. Das ist eine zusätzliche Aufgabe des ohnehin schwachen Patienten: nämlich herauszufinden, wer unter den Ärzten Gefahr für mich bedeutet und wer nicht.

Heute früh habe ich eigenartig ruhig dem Schwarm von neun weißen hereinwehenden Kitteln (tägliche Großvisite), die um meine offenen Wunden standen, gesagt, daß ich außer dem mehrfachen Verbinden nichts mehr erlaube; Eingriffe nur noch unter Betäubung geschehen und nur von einem einzigen Arzt, dem ich noch vertraue. Im übrigen ständen acht Bakterienträger zu viel um mich herum, und sie alle würde überhaupt nicht interessieren, wenn ich nach ihren Quälereien in die Psychiatrische abgeschoben werden müßte.

*

Verband ab, Verband an, für die Schwestern, für die kleine Visite, für die große Visite, für den Chefarzt. Ich hatte richtig gehört. Der Chefarzt selbst will schneiden. »Schwester, das Besteck, ich komme gleich wieder.« Mir wird wieder nicht erklärt, was nun wieder geschnitten werden soll. Meine Angst wirkt wie Hefe in mir. Sie geht in Panik auf. Ich bin schon aus dem Bett, jetzt laufe ich wirklich weg. Zu langsam. Zwischen Bett und Waschbecken fangen sie mich ein.

Der Fachmann Chirurg scheint hie und da das Gefühl für die Belastbarkeit seines Mitmenschen verloren zu haben. Vielleicht liegt es daran, daß er zumeist narkotisierte menschliche Leiber vor sich hat, wenn diese aber bei Sinnen sind, er ganz verstört auf Schmerzsignale reagiert. Dann fällt gern der Satz wie der des Oberarztes hier (ein Gefahrenarzt für mich): »Stellen Sie sich nicht so an, es kann gar nicht wehtun.« Dieser Mitmensch sagt das zu mir in einer Situation, in der ich von zwei Schwestern an Armen und Beinen niedergedrückt werden muß, der Schweiß auf meine Stirn tritt, mein Körper von oben bis unten zuckt, Schmerzsignale zeigt, während er doktert. Er kann also Schmerzen eines Mitmenschen nicht mehr beurteilen. Die Schwestern halten das Krallen meiner Hände in den ihrigen aus.

Meine frisch operierten Brüste waren entzündet; die Nähte mußten wieder geöffnet werden, hinein gestoßen Kanüle/Braunüle, damit Sekret abfließen kann. Das Fleisch gibt nicht nach, das Röhrchen muß aber tief rein; also mit Gewalt und ohne Betäubung. Die Schwestern können nicht mehr hinschauen. Sie halten mich. »Stellen Sie sich nicht so an, es kann gar nicht weh tun. « In diesem Fall lagen Nervenenden offen, die noch heute elektrisieren und mir arg zu schaffen machen.

Das Gefühl, für den Arzt nur ein Stück Fleisch zu sein, war übermächtig. Ein Vorgefühl davon bemächtigte sich meiner allerdings schon an der Schleuse zu den Operationsräumen. Auch eine Schwester kann Sie als Ding behandeln.

*

Ich mußte die entsetzlichen Bilder, die sich mir einprägten, verarbeiten - irgendwie. Also führte ich Tagebuch, meine Ängste zu versachlichen; ließ Fotos machen, klammerte mich an den schnöden Gedanken einer Dokumentation. Nur die Lebensangst nicht in dich einträufeln lassen!!! Sieh alles ganz nüchtern, was passiert. Es kommt halt vor. Sieh die Mitpatientinnen an: gleiche Operation, ebenfalls Entzündungen, na also. Lüg' dir ruhig in die eigene Tasche.

So ruhig setze ich mich eines Mittags mit meinen baumelnden Schläuchen und Plastikflaschen an meinen gedeckten Tisch. Als ich den Deckel meiner Suppenschale anhebe, sehe ich zuerst eine riesenhafte gelbe Nudel. Sowas gibt's nicht. Ich entrolle schließlich einen fettgesogenen, gelben Einzelfahrschein der Kölner Verkehrsbetriebe, und noch dazu abgestempelt, also benutzt. Mitten in der Suppe lag er. - Ganz ruhig bleiben.

Der Verwaltungsdirektor dankt für meinen Anruf, manches liefe schief und brächte UnbilI mit sich, man steckt nicht drin, er könne sich das nicht erklären.

*

Meine verbliebenen und entzündeten Brustreste sollen mit einem kalten, blauen Geleebeutel gekühlt werden. Die Kühlung der Beutel ist problematisch für die Schwestern, denn die Verwaltung hat aus Sparsamkeitsgründen nur den einfachen Kühlschrank im Schwesternzimmer genehmigt, einen Kühlschrank ohne Tiefkühlfach, wie die Schwestern beklagen. Es dauert Stunden, bis die Beutel wieder kalt sind. Es werden aber für die zahlreichen Entzündungen viele gebraucht. Eile tut not. Sicher, diese und jene Schwester wird einen solchen Beutel zeitraubend desinfizieren, aber ich hegte inzwischen Zweifel, ob es alle tun. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie mein warmgewordener Plastikbeutel, der an meiner aufgebrochenen, eitrigen Wunde lag, so wie er war, zurück in den Kühlschrank gelegt wurde. Die nächste Entzündung war vorprogrammiert.

Eine solche Schweinerei ist schier unglaublich. Der Chefarzt mag am OP-Tisch der begnadete Chirurg sein, er mag hilflos, betroffen und mitfühlend vor seinem zunächst wohl gelungenen, hinterher durch Entzündung verhunzten Werk knien, nichtsdestoweniger ist er auch für die Nachversorgung verantwortlich. Und zwar solange, bis die Verantwortung nicht geteilt wird in OP-Bereich und Stationsbereich. Mir schien der Chefarzt schlicht überfordert.

*

Wenn es für einen Kranken, kurz vor der Operation, nicht gar so entwürdigend wäre, gereichte die Beobachtung der Kämpfe der Schwestern mit den neumodischen Apparaten zum Schmunzeln. Vor mehreren Vorfällen werde ich den vor meiner Brustoperation beschreiben. Mir hat dieser Vorfall einen gefährlichen Schleusenkomplex eingebracht. Bei klarem Bewußtsein dürfte mich heute niemand mehr auf einen OP-Trakt zuschieben. Ich würde durchdrehen.

Vor der Schleuse stand ein Stau. Für 9.00 Uhr war meine Operation angesetzt. Ich lag im fünften Bett. Die zeitgeplagte Begleitschwester -von der Station machte aus ihrer Ungeduld keinen Hehl.

Die Schleusenschwester war hektisch. Sie konnte die Automatik bedienen, wie sie wollte, die Schleusenliege kam nicht auf meine Betthöhe. Eine groteske Erfindung, das Ganze, einem Gabelstapler gleich, der, in der Höhe richtig eingestellt, eine Kiste packen soll. Unsereins rollt rüber aus dem offensichtlich bakterienverseuchten Krankenhausbereich hinein in den sterilen Operationsbereich. Auf der Bakterienseite bekam ich zwar gerade ein frisches, weißes OP-Hemd angezogen für den Transport durch die Etagen, hier an der Außenseite der Schleuse muß es wieder ausgezogen werden, ich bin dann nackt, um auf der sterilen Seite sofort in ein grünes Hemdchen zu schlüpfen.

Aber der Gabelstapler kam nicht auf meine Höhe, um mich zu übernehmen. Ich fror. Hinter mir öffnete sich von Zeit zu Zeit (Personal) eine Tür, die zusätzlich in den OP-Trakt führt. Sobald sie geöffnet wurde, pfiff ein eiskalter Luftstrom hindurch. Als es mit der Schleuse noch immer nicht klappen wollte, wagte ich den Vorstoß und schlug vor, wie ein ganz normaler Mensch durch diese Tür hinter mir zu kommen, die Kälte hielte ich nicht mehr aus. Die Schleusenschwester zischelte, daß ich gefälligst mein weißes Hemd ausziehen solle.

Zur selben Zeit stand da ein Mann in Handwerkskleidung mit Schildern in der Hand und wollte wissen, wo er sie anbringen soll. Die Schwester redete in einem Atemzug zu mir und zu ihm: »Ziehen Sie sich endlich aus« - das galt mir - und: »Kommen Sie morgen noch mal wieder« - das galt ihm. »Das geht nicht«, sagte der Mann, »ich bin extra aus Darmstadt gekommen.« Dort die Schilder aus Darmstadt, hier die Brüste aus Köln.

Steif vor Kälte, endlich im grünen Hemdchen - auf Knien hatte ich die Schleuse überklettert -, wurde ich in den OP-Vorraum geschoben. Eine andere Schwester koppelte mich mit Strippen. Ich war in Metall untergegangen. Schränke, Türen, Apparate: rundum graublinkend. Meine schnellen Herztöne dröhnten mir über den Verstärker in den Öhren. Es gefiel mir nicht, daß mich ein Apparat deutlich meine Angst hören ließ. Die Schwester bemühte sich um einen Apparat, der keine Halterung hatte. Er rutschte ihr immer weg. Mit Leukoplast befestigte sie ihn schließlich über mir.

Inmitten ihres stummen Kampfes mit der Technik machte es plötzlich zisch-klack. Durch die Öffnung sah ich Ärzte über einen leblosen Körper gebeugt.

Die Einlullungsspritze vor der Operation hat wieder nicht gewirkt. Ich bin hellwach. Sie berücksichtigen die Hinweise nicht, daß z.B. ein Medikament nicht wirkt, nicht bei mir. Warum glaubt man mir nicht? Ich kenne mich seit 30 Jahren, die kennen mich seit gestern, aber sie wissen es besser.

Zisch-klack, es hört nicht auf. Die metallene Tür zwischen OP und Vorraum, in dem ich liege, hat einen Wackelkontakt. Bei zisch schiebt sie sich von allein auf, bei klack schließt sie sich. Die Schwester läßt alles fallen und springt dazwischen. Einer der Ärzte aus dem Innenraum befiehlt ihr, endlich diesen Irrwitz zu stoppen.

Wenn ich jetzt auch brüllen würde? Wie eine Katze vor dem Angriff hängt sie im Wackelkontakt. Lieber Gott, bitte schick' mir ein menschliches Wesen mit Runzeln im Gesicht, mit gütigen Augen und ruhiger Stimme, mit warmen Händen, die mich von dieser Bahre abschnallen und an einen warmen Kachelofen tragen.

Konkret 07/84, S. 33

Renate Hücking, Ekkehard Launer

Aus Menschen Neger machen

Als sich das Deutsche Reich unter Bismarck endlich auch Kolonien in Afrika zulegen konnte, da waren diese Gebiete selbst schon lange in deutscher Hand. Deutsche Handelshäuser hatten bereits in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Vorteile des Kolonialhandels entdeckt. Der größte dieser Kolonialwarenhandelhändler: Adolph Woermann. Ihm gelang es, Arbeiter und Verbraucher heranzubilden zum eigenen Nutzen

»Die Umformung des Menschen ist die Grundlage der Kolonialwirtschaft«, schreibt vor 100 Jahren ein Staatssekretär des Kaiserreichs. Der »freie Neger« hindere das System. In Kamerun, zum Beispiel, »gibt er sich nicht zu fremden Diensten her«, solange »seine geringen Bedürfnisse und die Ergiebigkeit der Natur ihm ein unabhängiges Leben auf eigener Scholle ermöglichen. Erst die Bedürfnisse einer höheren Kultur werden ihn zur Dienstbarkeit zwingen. Armer Naturmensch! Verdammte Kultur!«

Der Kolonialhandel

Um 1850 laufen die Schiffe des Hamburger Handelshauses C. Woermann erstmals die westafrikanische Küste an. Bald entsteht ein Netz von Faktoreien. Flinten und Munition, Alkohol, Stoffe und Krimskrams. Hier können die Afrikaner die Erzeugnisse der »höheren Kultur« gegen Palmöl, Elfenbein und Kautschuk eintauschen.

Am Kamerunfluß vermitteln die Dualas den Handel zu den Rohstofflieferanten im Hinterland. Die Häuptlinge King Bell und King Aqua leben nicht schlecht von diesem Monopol auf den Zwischenhandel und verteidigen es zäh. Zum Ärger des Firmenchefs Adolph Woermann, der gerade im Landesinneren »mit seiner dichten und konsumfähigen Bevölkerung ein besonders günstiges Absatzgebiet für europäische Industrieerzeugnisse« sieht. Nur wenn das Kaiserreich die Küste offiziell in Besitz nimmt, argumentiert der Unternehmer, können die Dualas ausgebootet und Zentralafrika für den Handel erschlossen werden.

Als Bismarck endlich Afrika für seine Politik entdeckt, feilschen Woermanns Agenten bereits mit den Duala Kings über einen »Schutzvertrag«. Die Höhe der Bestechungsgelder spiele keine Rolle, so instruiert der Chef seine Unterhändler, sie »kommen reichlich später wieder ein«. Im Juli 1884 ist es soweit: die Häuptlinge unterschreiben; der Reichskommissar Nachtigal zeichnet gegen: Kamerun ist deutsch. Bald darauf erhält Bismarck eine Rechnung der Firma Woermann: den Schnaps, der bei der feierlichen Flaggenhissung ausgeschenkt worden ist, soll das Reich bezahlen.

Die Schuldenfalle

»Es ist der Schnaps gewesen«, verkündet Adolph Woermann im Reichstag, »wodurch sich die Deutschen überhaupt in den Handel in Westafrika haben hineinbohren können«. Hektoliterweise wird schlimmster Fusel, »Negerschnaps«, exportiert. In Kamerun ist er Tauschobjekt, Geschenk, Entlohnung: Zahlungsmittel. Kritikern dieser »Branntweinpest« entgegnet »King Woermann«, wie er im Reichstag genannt wird, »daß es da, wo man Zivilisation schaffen will, eines scharfen Reizmittels bedarf«. Man kann nicht abstreiten, die Droge bringt den Handel erst richtig in Schwung, und die Sucht fördert die »Arbeitsmoral«. Oder: 25 Hiebe mit der Flußpferdpeitsche, die Kamerun den Namen »twenty-five-country« eintragen. Oder: das Kreditsystem.

»Der weiße Mann soll nichts mit unseren Märkten zu tun haben«, hatten die Dualas in den Verträgen mit den Deutschen ausgehandelt, »er muß hier am Fluß bleiben und uns den 'trust' geben, damit wir mit unseren Buschleuten handeln können.«

Dieser Warenkredit, der die Handelsexpedition der Dualas vorfinanziert, wird zur Schuldenfalle. In Rohstoffen muß zurückgezahlt werden - ein undurchsichtiges Geschäft, in dem die Händler die 'terms of trade' bestimmen. 500 bis 1.000 Prozent betragen ihre Gewinnspannen. Bald stehen ganze Dörfer in der Schuld der Handelshäuser. King Bell kann ohne Einwilligung der Firma Woermann nichts mehr unternehmen. Die Regierung will im Gegensatz zu den Kaufleuten die Reichsmark einführen. Die Afrikaner sollen für Lohn arbeiten und Steuern abführen - ihre Kolonialisierung selber zahlen. Für den ersten Gouverneur von Kamerun ist das Kreditsystem »eine Art Sklaverei, wie sie bei uns zuhause nur von professionellen Wucherern und Bordellbesitzern betrieben wird«.

Neue Landesherren

Noch Jahre nach der Flaggenhissung beherrschen die Deutschen in Kamerun nur einen schmalen Küstenstreifen. Das soll anders werden. Seit 1894 drillen preußische Offiziere eine »Schutztruppe«. An ihrer Spitze Hauptmann Dominik, der sich mit einem »Waidmannsheil« verabschiedet, wenn er aufbricht, um das Hinterland zu erobern.

Mit der Kronlandverordnung von 1896 wird Stammesland »herrenlos« und fällt dem Reich zu, wenn die Afrikaner ihren Besitzanspruch nicht nachweisen können. Afrikanisches Bodenrecht aber kennt kein Katasteramt: die Stämme werden enteignet und zwangsumgesiedelt.

Als die Kronlandverordnung deutschen Pflanzern den Weg ebnet, wachsen auf Woermanns Plantage schon seit zehn Jahren Kakao und Ölfrüchte. Mit unternehmerischem Weitblick wollte er sich schon bei der Annexion Kameruns neben den Hoheitsrechten fürs Reich »auch ausgedehnte Ländereien abtreten lassen, als Privateigentum«. 10.000 Hektar hat er erworben, »für ein paar Fässer Branntwein und andere Kleinigkeiten«, wie ein Hamburger Lokalblatt kolportiert.

Kakao, Tabak, Bananen, Kautschuk - Deutschland träumt davon, Selbstversorger zu werden. Billige Arbeitskräfte versprechen den Investoren Höchstgewinne. Bis 1900 sind die fruchtbaren Böden rund um den Kamerunberg fürs Reich erobert, die »Eingeborenen« in Reservate verbannt. Die neuen Herren sind vier Aktiengesellschaften mit mehreren Millionen Mark Grundkapital. Nach nur drei Jahren ist das »Schutzgebiet« die bedeutendste Plantagenkolonie des Reiches. Der Landwirtschaft der Afrikaner ist der Boden entzogen, sie können nicht mehr ausreichend Lebensmittel produzieren.

Alte Spekulanten

Obwohl die Worte Adolph Woermanns vielen »Kolonialschwärmern als ein Evangelium« gelten, läßt sich der Reichstag nur mühsam »Entwicklungsgelder« für die »Schutzgebiete« abringen. Die Unternehmer sind gefordert. Doch erst als mit der Kronlandverordnung privaten Konzessionsgesellschaften Landstriche so groß wie Bayern zur Ausbeutung angeboten werden, investiert das Großkapital. Zehn Prozent der Gewinne an die Staatskasse - das ist die einzige Bedingung der Regierung, die als Gegenleistung den Bau von Straßen und Brücken erwartet.

Auch Adolph Woermann spekuliert an der Börse. Er hat Erfahrung mit Konzessionsgesellschaften. Als Aktionär der »Gesellschaft Süd-Kamerun« wird er Teilhaber an einem Fünftel der Kolonie.

Gummi für deutsche Fahrrad- und Autoreifen - um die Jahrhundertwende löst Kautschuk das Palmöl als wichtigstes Exportgut Kameruns ab. Doch Raubbau und Zwangsarbeit entwickeln das Land nicht, sie plündern es aus. Ein kühler Kaufmann wie Woermann errechnet schon bald, daß auf diese Weise der Vorrat an Gummibäumen und Menschen schnell erschöpft sein wird. Er steigt aus dem Konzessionsgeschäft aus. Konzession gegen Infrastruktur - auch für die Regierung geht die Rechnung nicht auf. Die Kolonialunternehmer wollen den Staat zur Kasse bitten, fordern Eisenbahnlinien, damit die Rohstoffe endlich nach Fahrplan auf die Woermann-Dampfer rollen können.

Die Arbeiterfrage

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg setzt die Firma Woermann eine »koloniale Preisaufgabe« in die Zeitung: Gesucht wird der beste Weg, den »Neger«, das »wirtschaftlich wertvollste Aktivum« der Kolonien, zur Vermehrung anzuregen.

Die »große Arbeitskraft«, die Adolph Woermann bei den deutschen Flaggenhissungen »im Innern Afrikas schlummern« sah, ist knapp geworden. Die Kaufleute brauchen Träger, 80.000 allein im Küstenstreifen Kameruns. Auch die Pflanzer suchen Arbeiter. Ihr Los, so heißt es selbst im Gouverneurspalast, sei »jämmerlich. Sie werden schlecht bezahlt, zum Teil noch dazu in Schundwaren. Sie erhalten ungeeignete Kost, werden schlecht untergebracht und barbarisch roh behandelt«.

Auf die Plantagen will niemand mehr. Unterworfene Stämme müssen Strafarbeiter stellen, auch auf Sklavenmärkten suchen die Deutschen Nachschub. Woermann-Schiffe transportieren sie zu ihren neuen Arbeitsplätzen. Eine humanitäre Aktion, meint der Firmenchef zu seinen Kritikern: Sonst würden die Sklaven doch nur zu Menschenopfern benutzt. Nieder mit der Sklaverei, es lebe die Zwangsarbeit.

Menschenmaterial wird trotzdem knapper. Nach 1900 liegen Händler und Pflanzer in erbittertern Streit: Die einen wollen billige Arbeitskräfte, kalkulieren den Verschleiß mit ein, die anderen sind an ihrem Überleben interessiert - als Kunden. Die Händler setzten sich durch. Auch Politiker lernen das Wort »Eingeborenenschutz«. Afrikaner »müssen zwar in strikter Abhängigkeit gehalten, in ihrer materiellen und geistigen Kultur aber nach Möglichkeit gehoben werden, damit sie sich zu brauchbaren Arbeitern, leistungsfähigen Steuerzahlern, kaufkräftigen und kauflustigen Abnehmern unserer Waren und fleißigen Produzenten wertvoller Weltmarktartikel entwickeln«.

Gewinn und Verlust

Die Bilanz des Reiches ist negativ. Für den Staat sind die »Schutzgebiete« ein Verlustgeschäft. Von den Investitionen profitieren andere: Franzosen und Briten - die nach 1918 die »Inwertsetzung« der Kolonien perfektionieren - und das deutsche Kapital, das seinen Profit schon längst gesichert hat.

»Fürst Bismarck sagte einmal, die Kolonialpolitik sei dazu da, um Millionäre zu züchten«, erinnert der Zentrumsabgeordnete Erzberger den Reichstag. »Es scheint mir fast so; allerdings wachsen sie nicht in den Kolonien,

sondern in Berlin Und Hamburg.«

Hamburg: Damit ist Adolph Woermann gemeint. Nach Deutsch-Südwest hat er das Transport-Monopol. Als über 15.000 Soldaten, Pferde und Waffenverschifftwerden müssen, um die Hereros niederzuschlagen, erhöht er flugs die Preise. Seinen Millionen-Profit rechnet Erzberger der Öffentlichkeit auf Heller und Pfennig vor: Adolph Woermann - ein Kriegsgewinnler. 1911 stirbt er. Er hinterläßt ein Vermögen. Die Bilanzen bleiben unter Verschluß, aber sicher ist: Adolph Woermann ist einer der wenigen Gewinner der deutschen Kolonialpolitik.

Und die Afrikaner? Einige Kameruner haben von den Missionaren Lesen und Schreiben gelernt; sie kennen den lamettageschmückten Weihnachtsbaum. Alle haben Arbeit - bei den Weißen.

Sofa, Frack und Zylinder sind für die Häuptlinge erstrebenswerte- Symbole europäischer Lebensart. Der Handel ist ihnen aus der Hand genommen und umgeleitet worden. Kamerun liegt jetzt an der Peripherie der Weltwirtschaft, liefert Rohstoffe in die Metropolen.

Adolph Woermann sah mit den Kolonisatoren die Zivilisation nach Afrika kommen. »Wenn nach der Unterdrückung des Sklavenhandels das legitime kaufmännische Geschäft das zweite Stadium der Entwicklung des Negers bildet, so wird die Bebauung des Bodens das nächste Stadium sein.« Plantagenarbeit und Exportproduktion, Kulturimport und Schnapskonsum: die »Umformung des Menschen« hat Afrika teuer bezahlt. Ein Regierungsbericht registriert die Abnahme der Bevölkerung in vielen Bezirken Kameruns. Man spricht von »Anpassungsproblemen« der »Kinder der Natur« an die »Mühsale eines mit Arbeit verknüpften Lebens«.

Konkret 07/84, S. 36

Detlef zum Winkel

Wo bitte geht´s zum Strand

Die autonome Republik Daniel Cohn-Bendit hat sich ergeben mit Herz und Hand, mit Kopf und Bauch jetzt den Grünen. Er ist ihnen beigetreten, um jetzt kräftig mitzumischen in jenem Parlamentarismus, dem einst seine ganze Verachtung galt. Auch eine Wende? Oder doch nur die Kontinuität eines Rebellen? Detlef zum Winkel stellte Fragen und gibt Antworten

Es muß irritieren, wenn Daniel Cohn-Bendit trotzig versichert, er werde auch künftig auf Demonstrationen zu finden sein. Offenbar hat dieser Satz heute einen Nachrichten-Wert, ist also nicht von der Qualität, daß Rummenigge in Italien Fußball spielen oder Kohl Kanzler bleiben möchte. Der Dany ist im Kreisverband Frankfurt den Grünen beigetreten. Das ist alles andere als unlogisch und war eigentlich seit langem fällig. Denjenigen, die vielleicht doch von seinem Eintritt in eine Partei überrascht sind, teilt er via »Spiegel« mit, daß er der alte bleiben werde, will sagen: älter geworden (38), aber jung geblieben sei.

Das mag er seinen Frankfurter Spontis verkaufen, wo das Reflexionsbedürfnis nicht mehr so total stark vorhanden ist. Der Rest an kritischer linker Öffentlichkeit aber will - natürlich - eine Erklärung, eine Auf- und Abarbeitung, möglichst in Form von Trauerarbeit. Logisch, da anzufangen, wo alles angefangen hat. Es macht aber keinen Sinn, die Geschichte des Mai '68 nachzuerzählen, um - genießerisch oder enttäuscht, je nachdem - den roten Dany gegen den grünen zu stellen oder die Barrikaden von Paris gegen die Stadtverordnetenversammlung von Frankfurt. Verrat wird ihm immer wieder vorgeworfen, und er antwortet darauf stets: »Natürlich! Habe ich denn kein Recht, meine Meinung zu ändern?«

Cohn-Bendit hat sich gelegentlich selbst als »Genscher der Linken« bezeichnet. Er ist vorn Linksradikalismus zum Spontaneismus, vom Spontaneismus zum Ökologismus und vorn Ökologismus zum Parlamentarismus gelangt. Weil uns die Ismen nicht mehr so viel sagen, sei der Versuch einer anderen Konstruktion unternommen, die selbstredend ebenfalls holprig ist, denn wie wollte man diese verschlungenen Pfade der Subjektivität getreulich nachzeichnen? Zwischen seinen Wenden könnte man eine französische, eine amerikanische und eine deutsche Phase ausmachen. Mit der Suche nach einem nationalen Über-Ich hat das nichts zu tun. Heimatgefühle gehen ihm ab, dem »juif indésirable«, der sich in vielen Sprachen verständigt und keine richtig spricht.

Der erste Grund, von einem französischen Abschnitt in Cohn-Bendits Leben zu sprechen, hat nur nebenbei damit zu tun, daß er in Nanterre studierte. Hauptsächlich geht es um die von einem Russen formulierte Erkenntnis, daß ein Funke eine Steppe in Brand setzen kann. Steppen findest du in Frankreich, nicht in der Bundesrepublik (weshalb, wie wir später sehen werden, der Wald in seiner deutschen Phase eine Rolle spielt). In Paris war es so, daß die Steppe ziemlich ausgedörrt war. Hier und da züngelten schon Flammen, und ein kräftiger Wind hatte eingesetzt. Es ist unerheblich, ob Cohn-Bendit der erste war, der diese Situation begriff. Jedenfalls war er der erste, der sich ein Mikrophon schnappte und sie verkündete. Cohn-Bendit blies zum Steppenbrand, und das Wunder geschah.

Dies soll sein Verdienst nicht schmälern. Aber man muß sich klar darüber werden, worin sein Genie wirklich besteht. Er hat eine einzigartige Begabung, auszusprechen, was in der Luft liegt. Ohne Scheu benennt er gerade diejenigen Empfindungen, Widersprüche oder Konflikte, die andere gern zudecken möchten, oder an die sie sich nicht rantrauen. Mit seinem Gespür für die politische Konjunktur hält er eine einsame Spitzenposition, und dieses Gespür setzt er ein, um aus der jeweiligen Situation das Optimum herauszuholen. Auch für sich. Ein Glück, daß er selbst davon spricht, »daß ich immer die opportunistische Tendenz habe, meine Fähigkeit, spontan zu reagieren, der Situation, in der ich bin und den Leuten, mit denen ich jeweils zu tun habe, anzupassen«. Sonst hätte ich nämlich den Begriff Opportunismus einführen müssen, und das würde eher zu Mißverständnissen führen. Er trottet ja nicht den Entwicklungen hinterher. Er spurtet viel lieber voraus.

Für die Medien war Cohn-Bendit der Brandstifter, und die Studenten waren das Feuer. Daß einige hunderttausend Arbeiter streikten, ist vielen zwar bekannt, aber nicht wirklich bewußt. So wird auch das Bild des »Studentenführers« seiner Anpassungsfähigkeit keineswegs gerecht. Natürlich war er kein Arbeiterführer, weder ein selbsternannter hoch ein wirklicher. Aber während in Westberlin, Frankfurt oder Heidelberg auf ungezählten SDS-Seminaren die Klassiker vorwärts und rückwärts geschult wurden, um das richtige Verhältnis von Proletariat und Intelligenz zu finden, kapierte Cohn-Bendit über Nacht, daß die Bewegung den Rahmen der Wildgewordenen von der Sorbonne total gesprengt hatte. Er sprach von der Lage der arbeitenden Bevölkerung, von der Situation in den Betrieben, von Ausbeutung, Profit, Streik, Klassenkampf, Imperialismus und Sozialismus. Er brauchte dazu nicht erst einen inneren Bruch, eine aufgepfropfte neue Weltanschauung, und er war besser zu verstehen, viel besser, als Marcuse, Dutschke oder Krahl. Funktionieren konnte das wohl nur in einem Land wie Frankreich, vor dem Hintergrund seiner Geschichte und in seinem geistig-politischen Klima.

Wie immer man zu Cohn-Bendits damaliger Politik steht - niemand bestreitet ernsthaft, daß sich der Haß der Reaktion auf ihn konzentrierte. Was ihm von seinen hiesigen Kritikern nie richtig gegönnt wurde, aber ruhig mal angesprochen werden

sollte, ist die Tatsache, daß er von den anderen, dem revoltierenden Teil Frankreichs, ebenso heftig geliebt wurde. Nicht nur weil die Franzosen halt so emotional sind. Sondern weil er den Eindruck eines wunderbaren Revolutionärs machte. Natürlich nur in einer wunderbaren Situation.

In dem gemeinsam mit seinem Bruder Gabriel verfaßten Buch »Linksradikalismus« (rororo, Ersterscheinung Nov. 68) ist er immer noch von einer einzigen Idee besessen: Daß es im Mai möglich gewesen wäre, wenn... Wenn der Reformismus der KPF nicht darauf ausgerichtet gewesen wäre, das System zu erhalten, wenn die linkssozialistischen, trotzkistischen und maoistischen Grüppchen nicht auf einmal Angst vor der Arbeiterklasse bekommen hätten, und wenn sein eigenes »groupuscule«, die Bewegung 22. März, zu etwas mehr Oberblick und Entschlossenheit imstande gewesen wäre. Die Grenzen der Konjunkturpolitik waren noch nicht erkannt...

Die Hauptschuld gibt er dem Reformismus, der die Radikalisierung der Massen im entscheidenden Moment gestoppt habe und in kontrollierbaren Bahnen verebben ließ. Jede Verlagerung der Auseinandersetzung von der direkten Aktion auf die institutionelle Ebene greift er heftig an. Schon die Diskussion darüber, ob man eine Regierung Mendés-Frances oder Mitterand anstreben sollte, habe die Weichen völlig verkehrt gestellt: »Wir sagen nein zu parlamentarischen Lösungen, die nur erreichen können, daß de Gaulle geht und die Unternehmer bleiben! «

Das war der französische Cohn-Bendit am 24. Mai 1968, als 200.000 Arbeiter in Paris demonstrierten. Die Börse brannte, aber die Besetzung des Finanz- und Justizministeriums wurde vom Ordnerdienst der Demonstration verhindert.

Die rabiate Auseinandersetzung mit dem Kommunismus aller Schattierungen war schon damals eine Säule seiner Politik. In dieser Beziehung hat er immer den Holzhammer einer differenzierenden Analyse vorgezogen: Stalinismus, Reformismus, Bürokratismus; Ost und West ist Jacke wie Hose. Aber er bezeichnete sich noch nicht ausdrücklich als Anti-Kommunisten, wie er es später (freilich nicht im gängigen Sinn) tun sollte. Sondern das Buch trägt den Untertitel: »Gewaltkur gegen die Alterskrankheit des Kommunismus«. Die Kur hat nicht stattgefunden, und solange das so ist, wird die Linke weiter in schwarzen, grünen, blauen und sonstigen Wellen herumschwappen.

So fest Cohn-Bendit an die Möglichkeit geglaubt hatte, de Gaulle im Sturmlauf zu stürzen und nicht »la force tranquille«, sondern »die Phantasie an die Macht« zu bringen, so gründlich war seine Verzweiflung 1969/70, und entsprechend lange brauchte er, um nach seiner Ausweisung aus Frankreich in der Bundesrepublik Fuß zu fassen. Wir überspringen das lieber und treffen Cohn-Bendit Mitte der siebziger Jahre in Frankfurt wieder, gewissermaßen an der Schwelle zwischen dem, was von 1968 noch übrig geblieben war, und dem, was später in die grüne Partei münden sollte.

Er wirkte nicht so, als ob es ihm gutgehen würde. Auf den Versammlungen im legendären Hörssaal VI der Goethe-Universität streifte er unruhig durch die Reihen, unterhielt sich mit diesem oder jener; schrie laut dazwischen, ohne zugehört zu haben, fing mitunter an zu toben. Wenn er seine Stimmgewalt einsetzte, erntete er wohl den Beifall der Szene, oft aber ohne daß er verstanden wurde, ohne daß er wirklich vermitteln konnte, was er eigentlich wollte. Er arbeitete in einem Kindergarten, sperrte sich praktisch gegen jede politische Initiative, forderte unentwegt eine »Absage an den Terrorismus« und propagierte das alternative Leben im Gegenmilieu anstelle des Interventionismus.

Das Scheitern dieses Konzepts - in einer Art sozialer Demonstration vorzuleben, was Revolution bedeuten müßte - war absehbar. Wer anders konnte das schneller und besser ausdrücken als Cohn-Bendit? Wenn er sagte »Wir sind kaputt«, »Wir weinen in unseren Wohngemeinschaften, weil wir nicht mehr weiter wissen« und »Wir schaffen es nicht, in einer neuen Art Fußball zu spielen« - dann klatschten die Leute. Andererseits: Wer auf Demonstrationen mit der Polizei aneinandergeriet, konnte auf ihn eher bauen als auf Schreihälse, die ihn zwecks Umerziehung gern in die Fischmehlfabrik geschickt hätten. Das war schon ziemlich absurd. Wenn irgendwas Konjunktur hatte, dann höchstens die Flaute.

Die Krise war wieder da. Zum Ausklang der sechziger Jahre hatte sie noch soziale Explosionen und revolutionäre Hoffnungen geboren. Jetzt kam sie unspektakulär, aber zäh, nicht Protest provozierend, sondern beharrlich am Selbstbewußtsein der Menschen nagend. Willy Brandt hatte Helmut Schmidt Platz machen müssen, die Reform wich der Stabilität. Unter den Linken begannen politische Entlassungen, Berufsverbote und Terrorismus-Hysterie zu wirken.

Cohn-Bendit klagte: »Unsere Unfähigkeit, in der Krise einzugreifen, ist für uns eine ungeheure Niederlage«. Dies war kein Abschied vom Proletariat, sondern eine Kritik verpaßter Möglichkeiten. Ein Betriebsarbeits-Ansatz der Frankfurter Spontis bei Opel Rüsselsheim war gescheitert. Schon nicht mehr ganz im Trend der Zeit setzt sich Cohn-Bendit, schwärmerisch an die Arbeiterkämpfe von Fiat Turin erinnernd, mit den Erfahrungen auseinander. Im Mittelpunkt stehen für ihn Form und Inhalt der Arbeit, der man sich verweigern müsse. Wenn es nur ums Geld gehe, sei das zu wenig. Natürlich. Aber: Für Lohnerhöhungen gab es damals auch »keinen Spielraum« mehr. So ist er halt - immer das Beste draus machen. Wenn ökonomisch (scheinbar) nichts zu holen ist, muß die Revolte andere Wege gehen: Autonomie sofort! Wie dem auch sei: Daß er die traditionelle Arbeiterbewegung mit der Autonomie konfrontiert, daß er ein Wertesystem, welches auf Arbeit-Familie-Vaterland beruht, kritisiert, und daß er warnt, die Verinnerlichung des »Verdammt-Seins« müsse unter den Arbeitern nicht unbedingt immer revolutionären Elan freisetzen, sondern könne auch lähmende Niedergeschlagenheit

bewirken - das kann wohl nicht von Schaden sein.

Ich blättere in seinem Opus von 1975 (»Der große Basar«, Trikont), welches ich im Antiquariat erstehen konnte, wo die alten Szene-Renner momentan zu äußerst vorteilhaften Preisen zu haben sind, und entnehme über die Person Cohn-Bendits, daß er ein Gralshüter des Mai 68 ist. Daß er die Privilegien eines Wortführers genießt. Daß er in der Rolle des Volkstribuns die Befreiung der Massen mit seiner eigenen verwechselt. Daß er die Menschen als Prügelknaben seines Lustprinzips benutzt. Daß er dem Personenkult und reinstem Subjektivismus huldigt, daß er Einzelaktionen total überschätzt und Aktionismus und Selbstorganisation als Selbstzweck will, was besonders »übel« ist, denn »wo bleiben die Forderungen?«.

All das hat ein unbekannter Helmut, der das Buch vormals sein eigen nannte, fein säuberlich an den Rand geschrieben und noch manch anderes Amüsantes. Aber es haut mich doch um, wenn Helmuts krakelige Schrift auf dem oberen Rand einer Seite fragt »Befreiung - wozu eigentlich? « und als angenommene Antwort Cohn-Bendits spöttisch anfügt: »Zur Befreiung«. Wahrlich, damit hat er den Gralshüter auf den Bleistift gespießt. Mehr aber noch sich selbst und eine ganze Generation von Linken jener Zeit. Tausende von Helmuts haben Cohn-Bendit (oder was er verkörperte) so kritisiert. Sage keiner, die seien alle in der DKP oder im KBW gewesen. Ihr Spektrum ist viel breiter, und ihre Organisation heißt Deutschland. Befreiung muß doch ein Ziel haben. Planwirtschaft beispielsweise oder Naturschutz.

Vergleicht man den »Basar« mit dem »Linksradikalismus«, wird der Rückzug deutlich, den Cohn-Bendit angetreten hatte. Neben dem radikalen Bruch mit dem System erhält der radikale Reformismus seinen Platz. »Von einem bestimmten Augenblick an muß man es ablehnen, weiterhin in der Außenseiter-Position steckenzubleiben«. Die Linke könne die Menschen nicht unaufhörlich mit Hoffnungen auf die Revolution vertrösten, es müsse auch - hier und jetzt - »einen wirklichen Umschwung« geben. Wenn man über drei Prozent der Stimmen verfüge, und diese drei Prozent zwischen Giscard und Mitterrand den Ausschlag geben könnten, dann müsse man für Mitterrand eintreten.

Bezogen auf die französischen Erfahrungen erörtert er die Problematik des Bündnisses mit Gewerkschaften und Sozialisten - Überlegungen, die neun Jahre später angesichts hessischer Verhältnisse im gleichnamigen Bundesland nichts an Aktualität (anscheinend aber viel an Überzeugungskraft) eingebüßt haben:

Die Dynamik einer Bewegung erwächst aus ihrer Radikalität, und aus dieser Dynamik erst entsteht die Möglichkeit eines Bündnisses mit anderen Bewegungen, eines Bündnisses durch den Kampf. Aber Bündnis bedeutet auch, daß alle taktischen Beziehungen, jede Manipulation verschwinden müssen. Die Bewegung muß radikal sein, ihre Wahrheit artikulieren, damit das Bündnis einen authentischen Inhalt hat oder sich als unmöglich erweist... Aus diesem doppelten Grund, daß nämlich die Radikalität die Möglichkeit der Ausbreitung der Bewegung erhält und weil sie außerdem klarstellt, unter welchem Einsatz dieses Bündnis zustandegekommen ist, ist es falsch, die Radikalität einer sozialen Bewegung zu unterdrücken, im Namen der taktischen Notwendigkeit von Bündnissen mit anderen sozialen Bewegungen oder gar etablierten politischen Apparaten.

1975 war Cohn-Bendit schon Geschichte, aber noch Revolutionär. Die Geschichte setzte er ein, um der Entpolitisierung entgegenzuwirken. Fast beschwörend läßt er die Bilder des französischen Mai noch einmal passieren. Nebenbei: Schon aus Eitelkeit würde er sich niemals von sich selbst abgrenzen. Dennoch zeigt der »Basar«, wie sich das Koordinaten-System, in dem er, Politik definiert, verschoben hat. An die Stelle des - von mir aus: im weitesten Sinne - Klassenkampfs ist vollständig der Gegensatz Staat-Bewegungen eingetreten. Alles, was mit Kapitalismus zu tun hat, wird ausgeblendet. Die Annahme einer einheitlichen Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen (wie eingeschränkt diese auch gelten möge) wird scharf abgelehnt. Verschiedene Bewegungen operieren neben- und zum Teil auch gegeneinander in Konfrontation mit dem Staat. Damit ist zu leben. Dieses Denkmuster hat sich - nicht trotz, sondern wegen der Krise - zuerst im »Land der unendlichen Möglichkeiten« durchgesetzt. Cohn-Bendit folgte der Amerikanisierung der Linken.

Aber er versuchte gleichzeitig zu retten, was zu retten war oder wenigstens den Anschein machte. Er probierte eine eigene Stabilitätspolitik mit dem Ziel einer Reorganisierung des autonomen Teils der Neuen Linken. Damit ist er nicht nur gescheitert. Damit stand er wahrscheinlich auch ziemlich allein. Aus Erinnerungen an eine vergangene Revolte war keine Handlungsfähigkeit zu gewinnen.

Spätestens mit dem »Deutschen Herbst« 1977 setzte bei den Frankfurter Spontis das große Abräumen ein. Aus der Ablehnung der RAF wurde die Ablehnung der Militanz (»Wenn du die Bullen bekämpfst, wirst du selbst zum Bullen«). Aus der Kritik des »Mythos Arbeiterbewegung« wurde der »Abschied vom Proletariat«. Aus der »Zerschlagung des Staats« wurde die »außerstaatliche Bewegung«. An die Stelle des Internationalismus trat alsbald die Suche nach der deutschen Identität. Aus dem politisch-kulturellen Zentrum wurde der alternative Kleinbetrieb und aus der sozialen Utopie der Naturschutz-, Ökologie genannt, weil sich da mehr hineindichten läßt.

Hier geht es nicht darum, die fundamentale Bedeutung des Ökologie-Gedankens für Gesellschaft, Gattung und Planet zu leugnen. Verdächtig ist nur der penetrant zur Schau getragene Aha-Effekt, mit dem ausgerechnet die Neue Linke pathetisch auf das Thema hopste. Technik- und Industrialisierungskritik waren eine alte APO-Klamotte. Man kann darüber räsonieren, warum daraus erst später (und natürlich anders!) etwas wurde. Man soll aber nicht Kolumbus spielen, wenn man das Ei schon mal in der Hand, aber beiseitegelegt hatte. Die Szene suchte dringend ein neues Familienband und fand es. Der Vorgang darf als deutsche Spezialität gesehen werden.

Wozu die Arbeiterbewegung, wenn es denn wahr wäre, immerhin 100 Jahre gebraucht hätte, das schafften die Linksradikalen, wenn es denn welche sind, in weniger als zehn: Integration und Verbürgerlichung. Was Wunder, daß sie auch schneller politikfähig (im Sinne von koalitionsfähig) Werden. Die große, unwiderstehliche Triebkraft dabei ist freilich nicht die Ökologie, sondern das, was sich jener angeblich unterzuordnen hat: Ökonomie. Vereinfacht ausgedrückt: »Wir wollen Staatsknete«.

In diesem Rahmen muß man Cohn-Bendit sehen. Er ist kein Waldläufer und auch kein Naturphilosoph. Sein originärer Beitrag zum Schutz der Pflanzen, Tiere und Vögel ist äußerst gering. Im »Linksradikalismus« bemerkte er über die Wachstumskritik knapp, sie verdiene allein wegen ihrer ideologischen Auswirkungen eine Widerlegung, weil die Soziologen empfehlen würden, sich selbst zu verändern, anstatt nach der Macht zu streben. Im »Basar« begeisterte er sich noch für die Idee eines gigantischen (von wegen dezentral!) Computersystems, dessen Wissens-Daten von allen über Fernseh-Telefon abgefragt werden konnten.

Cohn-Bendit ist diesen Weg mitgegangen, mit dem üblichen Gespür für die Richtung. Ersparen wir es uns, die Knüppel, die er in Sachen Reformismus auf die KPF geworfen hat, auf die grüne Partei umzulenken. Nur eines sei zitiert: »Für viele politisch aktive Arbeiter, Angestellte oder Studenten, die in Ruhe arbeiten wollen, sich aber als 'Linke' fühlen, ist die KP genau das Richtige«. Das ist der Kern des Problems. Ein Problem, das wahrscheinlich weniger sein eigenes ist.

Seine alten Positionen hat er nicht in einem Rutsch über Bord gekippt, um flugs eine neue Identität überzustreifen, wie das bei vielen Linken der Fall ist. Eher widerwillig, Schritt für Schritt, Meter um Meter hat er sich zurückgezogen, bis sich wieder eine aktionsfähige politische Plattform fand. Zweifellos hat er nicht seinen Frieden mit dem Bestehenden gemacht. Zweifellos will er immer noch das Beste aus der miesen Konjunktur machen. Zweifellos setzt er nur deshalb auf den kleinen, aber »echten« Umschwung, um zu demonstrieren, daß Veränderung machbar ist, und um neue Hoffnungen auf den großen Umschwung zu wecken. Aber er muß den vollen Preis entrichten, um nur einen Zipfel der Macht von fern gezeigt zu bekommen: Anerkennung des westlichen Parlamentarismus, Reformpolitik als einziger Weg, Bündnis mit der SPD zum Nulltarif.

Unter dem Pflaster kommen Pflastersteine zum Vorschein. Das soll uns nicht hindern nachzuschauen, was unter dem Pflaster liegt, welches unter dem Pflaster liegt. Und nicht vergessen: Das Pflaster wurde ursprünglich nicht nur wegen der Strandforschung aufgerissen, sondern auch wegen seines ganz spezifischen Gebrauchswertes. Aber das ist lange her.

Die grüne Partei kann und sollte Cohn-Bendit als wertvolle Verstärkung begrüßen. Aber mit der Reputation eines Fischer oder eines Schily wird er nie belohnt werden. In Deutschland sowieso nicht. Der Dany ist nämlich drogensüchtig. »Die Stimmung auf den Barrikaden wird für mich immer ein unvergeßliches Erlebnis bleiben. Das gemeinsame Handeln materialisierte sich im Aufreißen des Straßenpflasters und im Bau der Barrikaden. Hier wurden die Grundlagen für das Entstehen neuer emotionaler Beziehungen gelegt. Diese Barrikadengemeinschaft verkörperte den großen Einbruch der Zukunft in die Gegenwart. Diese Nacht hat viele Psychoanalytiker arbeitslos gemacht. Tausende von Leuten spürten die Lust, miteinander zu reden und zu lieben. Seht Euch die Fotos dieser Nacht an, und Ihr werdet bei vielen das Erstaunen darüber bemerken, dort zu sein. In dieser Nacht wurde mein Optimismus in Bezug auf die Geschichte geboren. Nachdem ich diese Stunden erlebt habe, werde ich nie mehr sagen: es ist unmöglich! «

Zwar macht er im Moment eine Entziehung durch mit all den schrecklichen Folgen, die dabei auftreten. Über das Ergebnis kannst du dich auf das Urteil der Herrschenden verlassen, die in solchen Fällen äußerst genau hinzuschauen pflegen: Er ist noch abhängig (... womit er auch in diesem Artikel wieder einmal viel zu gut weggekommen ist).

Konkret 07/84, S. 40

Werner Heine

Chip Tango & Concorde Kid

Im Wohnzimmer unternehmen sie Abendspaziergänge durch Großrechner von ITT und vagabundieren in anderer Leute Computer: Die »Hacker«, jugendliche Partisanen im Krieg mit der Datenbank. Werner Heine hat dem »Chaos Computer Club« über die Schulter geschaut

Der Mann an der Tastatur tippt mit zwei Fingern einen Namen: »H. Kohl«. Auf dem Monitor erscheint in bernsteinfarbener Schrift die Aufforderung, ein »Password«, den Erkennungscode, einzugeben. Der Mann tippt: »Birne«. Auf dem Bildschirm leuchten die Zeilen: »Guten Tag, Herr Bundeskanzler. Keine neuen Nachrichten für Sie.« Die Runde um den Computer kichert.

An diesem Freitagabend ist Treffen des Hamburger »Chaos Computer Clubs«. Henning, Wau und Luke sitzen um ihren »Apple II«, einen der über 400.000 Homecomputer, die mittlerweile in bundesdeutschen Wohn- und Kinderzimmern stehen. Dieses Wohnzimmer in einem alten Bürgerhaus nahe der Hamburger Außenalster wirkt allerdings mehr wie ein technisches Studio - mit drei Amtsleitungen und Nebenstellen, mit Anrufbeantworter und Akustik-Koppler, mit Schnelldrucker, Monitoren und Floppy-Laufwerken. Der Kühlschrank in der Ecke kühlt nicht, sondern bewahrt fünf alte Telefone auf. Und Henning, Wau und Luke heißen natürlich auch nicht so, sondern ganz anders.

Die Pseudonyme verwenden sie, wenn sie wie an diesem Abend in ihrer »Mailbox« nachsehen, ob Frank sich von der Software-Messe gemeldet hat oder vielleicht das »Institut für angewandte Datenvernichtung«. Die Mailbox, eine Art elektronische Litfaßsäule, steht in Essen. Den Gruß an den Herrn Bundeskanzler hat dort ein Spaßvogel aus Berlin plakatiert. Das »Institut« sitzt in Süddeutschland, und die Nachricht von Frank kommt aus Chicago.

Die weite Welt auf dem Bildschirm, dazu ein Schwätzchen in gepflegtem Kauderwelsch über »Sys-Ops« und «Nuis«, »downloaden« und »ausloggen« - das ist Teil der Faszination, die vom »Hacken« ausgeht, dem Wildern in den internationalen Datennetzen. Angefangen hatte es in den 50er Jahren in den USA mit den »blue boxes«. Das waren kleine selbstgebastelte Kästchen neben dem Telefon, mit deren elektronischem Inhalt technisch begabte Teenager den Gebührenzähler ausschalteten und Ferngespräche zum Ortstarif führten.

Aus dem Vagabundieren im Telefonnetz wurde das Vagabundieren in anderer Leute Computer, als die Großrechner von Banken, Versicherungen, Industriefirmen und Forschungsanstalten zunehmend über öffentliche Datennetze miteinander verbunden wurden. Damals begann für die Programmierer und Benutzer von Großrechnern eine Zeit merkwürdiger Begegnungen am Terminal.

Der Informatiker Jacques Vallee arbeitete eines Abends in Los Angeles an seinem Bildschirm, als dort die Meldung einlief: »Anschluß aus Hawaii. Sind Sie der Mann, der sich für Telekonferenzen interessiert?« Vallee fragte über den Computer zurück: »Geben Sie das in Hawaii ein?« Die Antwort war: »Nein. Ich bin in Kalifornien.« Dann ergab sich dieser Dialog: »Warum kommt Hawaii, wenn Sie eingeben?« - »Mir leiht da einer seine Nummer.« - »Wie sind Sie an diesen Computer gekommen?« - »Ich fand eine Mitgliedskarte und rechnete mir das Kennwort aus. Eines Abends wurde ich erwischt, und der Operator sagte, das geht wegen meines Alters in Ordnung. Ich programmiere seit vier Jahren.« - »Wie alt sind Sie? - »Fünfzehn. Also was gibt es Neues und Aufregendes bei Konferenzschaltungen?«

Das Aufregende an diesem Gespräch war, daß es über »Meganet« geführt wurde, ein Datennetz, das in den sechziger Jahren alle großen Universitäten der USA, die wichtigsten Zentren der Computerforschung und einige Nachrichtendienste miteinander verband. Der Fünfzehnjährige, der sich »Chip Tango« nannte, benutzte dieses Netz, um nachts mit gleichaltrigen Freunden zu reden und ein bißchen Marihuana zu handeln.

Für Chip Tango und die vielen, die nach ihm kamen, als die Mikro-Elektronik immer billigere Computer brachte, ist das Hacken kein besonderes technisches Problem. Alle Ziffern, Zahlen und Buchstaben werden vom Computer als Kombination von Nullen und Einsen verarbeitet. Soll ein Computer über das Telefonnetz mit einem anderen Computer Daten austauschen, muß an jedem Gerät ein Modern dazwischengeschaltet werden, das die digitalen Signale des Senders, die Nullen und Einsen in Pfeiftöne verwandelt und beim Empfänger die Pfeiftöne wieder in digitale Signale.

Ausgerüstet mit Telefon, Modem und Homecomputer gingen Jugendliche in den USA, die es leid waren, auf ihren Geräten nur Videospiele laufen zu lassen, auf die Suche nach digitalen Gesprächspartnern, erkundeten Netze, studierten fremde Betriebssysteme und Programme und durchbrachen immer wieder die Zugangssperren fremder Rechner. Dieser Breitensport blühte im Verborgenen, nur in Einzelfällen kam es zu Schadensersatzklagen oder Strafprozessen wegen »Zeitdiebstahls« - unberechtigtes Benutzen eines Computers.

So nahm Anfang 1979 die Polizei einen 15jährigen Jungen in Berkeley fest, der monatelang immer wieder den Rechner der Universität of California blockiert hatte. Eine Fangschaltung führte schließlich auf die Spur von Concord Kid, wie er sich nannte. Sein Tatwerkzeug war ein für 60 Dollar gebraucht gekaufter Homecomputer. Nachdem die Universität darauf neue

Sperren in ihre Rechnerprogramme eingebaut hatte, kam eines Tages über Bildschirm die Meldung: »Ihr habt es relativ gut gemacht, mich fernzuhalten. Braucht ihr Hilfe?»

Hacker wie die vier Dreizehnjährigen aus einem Internat in Manhattan, die über das Telefon versehentlich den Großteil des Datenbestandes einer kanadischen Software-Firma löschten, gaben schließlich die Vorlage für den Film »War Games«, in dem der junge David beim Hacken im militärischen Datennetz beinahe den Atomkrieg auslöst. Diese Fiktion wurde von der Realität schnell eingeholt. Wenige Wochen nach dem Anlaufen des Films nahm das FBI nach einer Großrazzia drei Jungen fest, denen der Staatsanwalt vorwirft, in die Datenbank des Pentagon eingedrungen zu sein und »dort Daten gefälscht und verändert und Botschaften hinterlassen« zu haben.

In der Bundesrepublik steckt die Hacker-Bewegung noch in den Kinderschuhen, aber die Leute vom Chaos Club hoffen auf eine breite Zukunft. Ihr Mitteilungsblatt, die »Datenschleuder«, hat mit der dritten Ausgabe eine Auflage von 3.000 Stück erreicht., Ihr Club-Programm steht der herrschenden Technologie-Kritik entgegen. Wau sagt: »Es hilft nichts, über die neuen Medien zu jammern. Du mußt sie begreifen lernen. Wer die Regeln beherrscht, ist frei, Dinge zu tun, die von diesen Regeln nicht vorgesehen sind.«

Zum Beispiel ein abendlicher Spaziergang durch einen ITT-Großrechner in den USA, in dem die Nachrichten von UPI oder der Deutschen Presse-Agentur, eine Mailbox oder auch eine Flugplanauskunft angeboten werden. Als die Post das System auf der Hannover-Messe vorstellte, weil es dem von ihr geplanten »Telebox-System« gleicht, schauten Hacker dem Programmierer über die Schulter und bekamen das Paßwort mit, das den Zugang freigibt.

Über Wochen wurde nun der ITT-Computer vom Chaos Club »besucht«. Die Hacker holten sich Wohnungsanzeigen aus Long Island oder Angebote von Mitfahrzentralen aus Delaware auf die Bildschirme. Sie lasen den Informationsdienst der OPEC-Länder oder spielten mit dem fernen Rechner Strategiespiele. Dann, als das Paßwort eines Tages geändert war, griffen sie zum alten Hacker-Trick: Einer rief bei der Postzentrale in Darmstadt an, sagte, er sei von Standard Electric und habe gerade versehentlich das Programm für die Paßwort-Liste gelöscht, und ein überrumpelter Postler sagte artig, er solle doch viermal das Y-Zeichen nehmen. Da wurde am Apple II in Hennings Wohnung ganz lange gelacht.

Der Einführung von Bildschirmtext sehen die Hacker mit gemischten Gefühlen entgegen. Einerseits begrüßen sie die neuen technischen Möglichkeiten, die ihnen ganz neue Tätigkeitsfelder eröffnen, andererseits bedauern sie die zukünftigen BTX-Kunden, die von der Post kräftig ausgenommen werden sollen - bei zweifelhaften Sicherheitsstandards.

Jeder BTX-Benutzer wird, wenn er wie vorgesehen per Fernseher Nachrichten abruft, Reisen bucht oder Blumen verschickt, ein umfangreiches Profil seiner Lebensgewohnheiten bei seinen Geschäftspartnern abliefern, das elektronisch protokolliert wird. Wer diese Daten zu welchem Zweck im Zugriff haben wird, ist völlig ungeregelt. Zwar gibt es über BTX einen Staatsvertrag zwischen den Bundesländern, der auch Datenschutzbestimmungen enthält, aber die Post hat bereits erklärt, daß sie daran nicht gebunden sei.

Die erhoffte breite Publikumsbeteiligung schließt komplizierte Zugangssperren aus. Die Benutzer müssen sich nur mit schlichten vierstelligen Codes ausweisen, um zum Beispiel auch Geldgeschäfte abzuwickeln. Das Brechen dieser Codes halten die Hacker für machbar. In der »Datenschleuder« steht: »Die Post argumentiert, ihre Systeme seien so sicher (d.h. Hackers Besuch so unwahrscheinlich) wie 6 aus 49. Das ist richtig. Jede Woche mindestens ein Hauptgewinn.« Die Chaos-Club-Leute, die wissen, was Hacker leisten, würden ihre Geschäfte nie durch ein System besorgen lassen, das Leute wie sie knacken können.

Während in der Bundesrepublik die BTX-Vorbereitungen auf Hochtouren laufen, ist in den USA der erste Jubel über die neuen Technologien schon etwas abgeklungen. Das Geschäft mit dem elektronischen Geldverkehr stagniert. Mitte der siebziger Jahre hatten Banken in Großversuchen ihre Kunden mit codierten Magnetkarten ausgestattet. Damit konnten diese beim Supermarkt wie beim Friseur oder beim Reisebüro bezahlen, ohne daß noch irgendwo ein Stück Papier beschrieben werden mußte. Die Magnetkarte im Schlitz des Terminals der Vertragsfirmen löste die Umbuchung bei den Konten in der Bank aus. Die Banken feierten das »Ende der Scheckfälschung«.

Inzwischen sind viele dieser Versuche wieder eingestellt worden. Die Bankkunden akzeptieren die neue Zahlweise nicht im erwarteten Umfang. Dazu trugen öffentliche Diskussionen über Datensicherheit bei. In einer Stadt im Mittelwesten der USA wurde zum Beispiel gerüchteweise bekannt, welche Männer abends in den Puff gingen. Das Personal der örtlichen Bank hatte ausgeplaudert, wer nach Kassenschluß den Bargeldautomaten benutzte, der im Vergnügungsviertel stand.

Noch sind die meisten Banken und Versicherungen in der Bundesrepublik vor ungebetenem Hacker-Besuch sicher, weil sie mit geschlossenen Datennetzen arbeiten. Mit der Einführung von BTX verlegen sie zumindest Teile ihres Innenlebens auf Kommunikationsstränge, für die die Hacker Wegerecht beanspruchen. Wau, der kein Dokument so liebt wie die Schlußakte von Helsinki, weil sie das Recht auf freien Meinungs- und Informationsaustausch garantiert, sagt: »Die neuen Medien sind für uns der Bürgersteig, auf dem wir gehen wollen. «

Der Chaos Club will dazu beitragen, daß das auch möglich sein wird. Ein BTX-System ist leichter verwundbar, als der Post recht sein kann. In der »Datenschleuder« findet der Hacker-Nachwuchs Beispiele dafür, was alles möglich ist: »Wer einen anderen liebt, der schenkt ihm Daten. So können Leserbriefe geschrieben werden (per Programm), die entweder tausendmal oder mehr wiederholen: 'Die heutige Bild-Zeitung war so toll, ich kann das gar nicht oft genug wiederholen, so toll war sie.' Oder den Text: 'Das ist ein Systemtext. Dein Briefkasten wird auf Überfüllungsfestigkeit getestet'.«

Das gäbe lange Staus beim Adressaten, der sein Gerät in dieser Zeit nicht nutzen kann. Abschalten hilft nichts, denn Computer sind geduldig. Sie rufen immer wieder an.

Konkret 07/84, S. 44

Horst Tomayer

Deutsche Gespräche

Horst Tomayer telefoniert als Vertreter der Chefredaktion der »Stuttgarter Zeitung« mit Herrn Schröder vom Bundesministerium des Innern, Beschaffungsamt

Bundesministerium des Innern. Beschaffungsamt.

Bitte Herrn Konstrukteur Schröder.

Schröder.

Stuttgarter Zeitung, Chefredaktion, Löffelholz. Herr Schröder, Sie werden ja sicher in den letzten Tagen die Nachrichten verfolgt haben, wie wir hier im Druckzentrum Stuttgart-Mühringen bestreikt werden, wir haben hier einen regulären Belagerungszustand, nun müssen wir auch mit Übergriffen auf Werksgelände rechnen, Frage - können Sie uns als Konstrukteur von Wasserwerfern ein solches Gerät vermitteln...

Also ich - herzlich gerne. Weil das ist ja ein Zustand jetzt, wir kriegen ja wieder Klassenk' - das ist ja ein politischer Streik schon, ich kann Ihnen nur folgenden Rat geben, also: Die Wasserwerfer, die mach ich zwar, und geb sie dann ab, und die, die Wasserwerfer, die wir rausgeben, die wir beschaffen und an die Einheiten abgeben, kommen zu den Bereitschaftspolizeien. Und da müßten Sie sich hier in Bonn, in Bonn sag ich schon, in Stuttgart, an die Landesregierung wenden. Denn die Fahrzeuge werden von uns abgegeben und gehören der Bereitschaftspolizei. Und die Bereitschaftspolizei ist eine Sache des Landes, da hat der Bund nur bei gewissen überörtlichen Einsätzen Befugnis drüber. Es steht ein sehr schöner, und ich glaube, man wird daran interessiert sein, einer von meinen neuen, in Göppingen, das ist ja gar nicht so weit. Dort wird man Ihnen mit Sicherheit einen Weg weitersagen können. Das ist ja nun der Lauf durch die Instanzen, wenn einer mitzieht, geht sowas sehr schnell, aber wir wissen ja, wie heute alles durchsetzt ist.

Herr Schröder, können wir den Behördenweg nicht verlassen? Nach meinen Erfahrungen ist das immer ein sehr schwieriges Genehmigungsverfahren; von privat - kriegen wir da nichts?

Nein, privat ist nichts zu machen. Aber trotzdem, ich kann Ihnen ja mal die Telefonnummer geben, von Göppingen, aber wie gesagt, wir selbst haben leider keinen, ich hätte Ihnen den gern gegeben. Also das ist Bereitschaftspolizei Göppingen, 07161/6116, wenden Sie sich an Herrn Puchner oder an Herrn Goldmann. Herr Goldmann ist zuständig für den einen neuen Werfer, und ich selber wär' dran interessiert, weil ich da sehr viel Elektronik reingebaut hab, daß der auch mal eingesetzt wird. Das ist ein 2628, also ein großer Dreiachser, der hat alles, damit man ihm nichts tun kann.

Der kann also nicht leicht Opfer von Angriffen werden?

Nur wenn einer aus siebzig Metern mit einer Cocaflasche, die gefüllt ist, danach wirft, dann kriegt er ne kleine Beule, das ist alles.

Wir sind ja in erster Linie dran interessiert, daß das Blatt ausgeliefert wird, und da wird immer die Abfahrtstrecke vom Gelände von den Herren Streikenden...

Blockiert, blockiert - sonst wärs ja Hausfriedensbruch, weiter gehn die auch nicht, die sind heute alle geschult, das ist es, das ist ein Trauerspiel.

Was halten Sie denn von diesen Sachen?

Gar nichts. Schon aus der Tatsache heraus, also ich bin ja nun kein Politiker, schon aus der Tatsache heraus, daß bei gleichem Lohn, da sind eben die zwölf, vierzehn Prozent drin, die spiegeln sich ja nicht nur wider, im Gehaltsbeutel. Es kann ja gar nicht anders sein, es muß gleichbleiben, denn Sozialversicherung, Altersversorgung, Arbeitslosenunterstützung, das muß doch alles laufen, und wenn die vierzehn Prozent weniger kriegen, wo kommen wir denn da hin, wo wir um ein halbes Prozent feilschen, im Öffentlichen Dienst. Also bei Herrn Goldmann ist bestimmt was zu machen.

Kann ich mich in Göppingen auf Sie beziehen?

Das können Sie ruhig machen, weil ich auch sehr unzufrieden über diese Situation bin, und ich laß mir da ruhig mal paar passende Worte sagen, das macht mir nichts aus. Es ist natürlich sehr schwierig, da kann ja jede Firma kommen, aber es kann ja auch sein, daß das mehrere betreffen kann, denn es wird ja nicht nur Ihre Zeitung...

Das betrifft die Stuttgarter Nachrichten genauso. Aber ich meine, die Pressefreiheit ist ein anderes Gut, ein Rechtsgut, als ein Metallgegenstand, nichts gegen die Arbeitgeber bei Metall.

Naja, bei Metall braucht man nicht viel denken, da sieht man die Konsequenzen nicht. Und Sie habens insofern schwieriger, die in London habens leichter, in der Fleetstreet, da ist alles zusammen in einer Straße, nä, und bei Ihnen ist alles verzweigt, da können so einzelne Gruppen...

Herr Schröder, Sie sagten da vorhin was aber die Elektronik dieses Werfers.

Ja, da kann ich jetzt aus Gründen nicht in Einzelheiten reingehen, aber ich möchte sehen, ob die sich im Einsatz so bewährt. Der war nämlich noch nicht im Einsatz, aber die wird ja auch nur in bestimmten Situationen wirksam und eingeschaltet, aber auf diese Einzelheiten möcht ich nicht eingehen.

Ist das Wasser mit irgendwelchen Reizstoffen versetzt?

Kommt auf die Situation an, man könnte.

Also sollte sich die Situation verschärfen, könnte man nachrüsten ?

Ja, das kann man.

Bedanke mich Herr Schröder, auf Wiedersehen.

Aufwiederhören.

Konkret 07/84, S. 46

Werner Heine

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller Ratlosigkeit

Kommentar

Auf der großen Kundgebung der Metaller im Bonner Hofgarten - nach Beginn der Aussperrungen - hat der DGB-Vorsitzende Ernst Breit die Unternehmer davor gewarnt, den sozialen Konsens aufzukündigen. Das gehört zum Ritual und geht deshalb in Ordnung, wenn auch die eigentliche Kündigung schon vor einem Jahrzehnt erfolgte. So alt ist die Forderung nach der 35-Stunden-Woche, und so alt ist der Tabu-Katalog der Unternehmerverbände, in dem die Wochenarbeitszeit für unverhandelbar erklärt wurde. Insoweit ist den Kapitalisten nichts vorzuwerfen, sie stehen zu ihren Drohungen.

Am Ende der fünften Streikwoche und nach vielen sogenannten Verhandlungsrunden. erklärte ihr baden-württembergischer Verbandsunterhändler Stihl, es werde keine generelle Arbeitszeitverkürzung geben, und es stehe nirgendwo geschrieben, daß über jede Forderung der Gewerkschaften auch verhandelt werden müsse.

Das stellte die IG Metall endgültig mit dem Rücken an die Wand, und das unterscheidet diesen Tarifkampf auch grundsätzlich von den Auseinandersetzungen aus der Zeit der sogenannten Sozialpartnerschaft, in denen die einen 8,5 und die anderen 2,3 sagten und bei 3,6 abgeschlossen wurde. Daß eine Forderung, die das systemkonforme Handeln um Prozente (von Lohn oder Arbeitszeit) ja keineswegs sprengt, dennoch als »nicht verhandelbar« erklärt wird, ist kein Regelverstoß, sondern ein anderes Spiel mit anderen Regeln.

Der Metallarbeiter oder Drucker, der in die Urabstimmung und den Streik mit dem Erfahrungsgrundsatz gegangen war, daß der Kompromiß zwischen 35 und 40 bei 38 liegen dürfte, mußte lernen, daß nicht einmal 39,9 einzuhandeln sind. Das hat die Kampfbereitschaft zunächst in einem Ausmaß gestärkt, das selbst in den Gewerkschaftszentralen so nicht erwartet worden war. Die IG Druck erreichte bei nachgeschobenen Urabstimmungen noch bessere Ergebnisse als zu Beginn des Arbeitskampfes.

Der Mobilisierung schadete auch nicht, daß die beiden kämpfenden Gewerkschaften sehr schnell Kompromißbereitschaft gezeigt hatten. Als die Plakate mit der 35 gedruckt wurden, war schon klar, daß damit nur der »Einstieg« gemeint war. IGM-Vize Steinkühler hatte bereits vor der Urabstimmung erklärt, daß man dafür über vieles mit sich reden lassen würde. Diese Äußerung hatte zu großen Auseinandersetzungen in den Tarifkommissionen geführt. Denn die IG Metall entwertete damit ihr wichtigstes Argument: die Umverteilung der Arbeit.

Für Beseitigung der bestehenden Arbeitslosigkeit wäre die 30-Stunden-Woche notwendig. Die 35-Stunden-Forderung war bereits der vorweggenommene Kompromiß. Die Durchsetzung dieser Forderung hätte für mindestens 600.000 Menschen das Ende der Arbeitslosigkeit bedeutet.. Der stufenweise Einstieg wird eine spürbare Entlastung nicht bringen. Ihn auf Jahre zu verteilen, bedeutet, nur noch die Zuwachsraten der Arbeitslosigkeit zu verringern, die sich ergeben würden, wenn es bei 40 Stunden bliebe. Die Gewerkschaften kämpfen jetzt also für eine Forderung, deren Erfolg sich nicht einmal dann verifizieren ließe, wenn er eintreten würde.

Warum dennoch der Kampf aufgenommen werden mußte, wurde spätestens deutlich, als die Metall-Unternehmer in den Verhandlungen ihr Paket aufmachten. Die vorgeschlagene 38-Stunden-Woche für Schichtarbeiter, knapp 20 Prozent der Beschäftigten, ist ein schlecht getarnter Angriff auf die bestehenden Pausenregelungen:

Alle Akkordpausen sollen auf die zwei Stunden Arbeitszeitverkürzung angerechnet werden. In den Mittagspausen, die dann nicht mehr kollektiv genommen werden könnten, sollen die Maschinen weiterlaufen. Die Vorruhestandsregelung soll die Betriebe von den Alten befreien. Wer mit 58 Jahren gehen darf, bestimmt ausschließlich der Unternehmer. Und für alle Beschäftigten soll die Arbeitszeit flexibel gemacht werden - »nach Maßgabe der betrieblichen Erfordernisse«. Der Ausgleich soll in Zeiträumen bis zu einem Jahr erfolgen. Das bedeutet: unbezahlte Überstunden in der Hochkonjunktur und Kurzarbeit ohne Entschädigung in der Flaute.

Sie müssen sich sehr sicher fühlen. Sonst läge nicht dieses Papier auf dem Tisch, gegen das sich die Fortschreibung der 40-Stunden-Woche wie ein gütiges Entgegenkommen ausmacht. Sie haben auch gute Gründe, sich sicher zu fühlen. Sie können mit drei Millionen Arbeitslosen gut leben, die Gewerkschaften können das nicht. Die IG Metall spürt die Folgen längst an ihren sinkenden Mitgliederzahlen. Die von den Medien gern transportierte Behauptung, die Gewerkschaften stellten die Machtfrage, geht grob an der Wirklichkeit vorbei. Sie leisten unter ungünstigen 'Voraussetzungen erbitterten Widerstand.

Die Kampfkraft ist berechenbar. Die IG Druck macht keinen Hehl daraus, daß sie finanziell am deutlich kürzeren Hebel sitzt. In ihrer Branche machen Konzerne wie Springer oder die WAZ-Gruppe 50 bis 100 Millionen Mark Gewinn im Jahr - das entspricht etwa dem gesamten Vermögen, über das die Druckergewerkschaft hundert Jahre nach ihrer Gründung verfügt.

Die IG Metall hatte zum Gewerkschaftstag im letzten Herbst eine Rücklage von 428 Millionen Mark. Nach fünf Wochen Streik und Aussperrung waren davon 270 Millionen Mark ausgegeben. Durch Inanspruchnahme der Fonds beim DGB und Verpfändung von Vermögenswerten könnte die IGM insgesamt knapp zwei Milliarden Mark flüssig machen. Das ist - zum Vergleich - etwa die Summe, die die Gegenseite derzeit ganz nebenbei gewinnbringend anlegt. Das Bankgewerbe vermeldet mit 15 Auslandsanleihen auf dem deutschen Kapitalmarkt binnen weniger Tage einen neuen Rekord. Soviel zum Gerede über Chancengleichheit im Arbeitskampf.

Entschieden wird der Kampf jedoch nicht von den Kontoständen. Wie's weitergeht, hängt auch von den mächtigen sozialdemokratischen Betriebsratsvorsitzenden ab, die im Konfliktfall traditionell die Organisation um jeden Preis zu retten versuchen, und deren Partei seit 70 Jahren immer wieder - und immer wieder widerlegt - behauptet, der Kapitalismus sei domestizierbar. Aber die Kapitalverwertung kennt keinen Konsens aus ethischen Gründen. Sozialkontrakte werden geschlossen, wenn sie nützlich sind. Humanität ist »nicht verhandelbar«.

Konkret 07/84, S. 46

Otto Köhler

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller
1. Lügenmäuler

Die westdeutschen Medien - von ARD über ZDF, »Hör Zu« bis hin zur »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« - ließen während der Arbeitskämpfe um die 35-Stunden-Woche wieder einmal die kapitalistische Einheitsfront heraushängen. Mit Anstrengungen, die ihnen sonst nicht gerade eigen sind, gelang es ihnen immer wieder, Arbeiter vorzuführen, die eigentlich mit allem zufrieden waren: mit der Arbeitszeit, mit dem Arbeitsplatz und mit der Regierung sowieso

Rechtzeitig zu Beginn der Tarifbewegung gab der Chef-Koch selbst das Essen aus. ARD-Aktuell-Chef Edmund Gruber übernahm Ende Februar - das gab es vorher nicht - die Moderation der »Tagesthemen« und verurteilte dort den Wunsch nach der 35-Stunden-Woche als »schrille Forderung« angesichts der »Tatsache«, daß das öffentliche Meinungsbild dagegen stehe.

Für dieses Meinungsbild wurde schon lange gesorgt. Die Düsseldorfer Unternehmer-Demo Anfang Februar gegen die 35-Stunden-Woche erschien auf allen Kanälen als toller Erfolg: Arbeitgeber und Arbeitnehmer Hand in Hand beim Kampf gegen jede Wochenarbeitszeit-Verkürzung. Nie hinterfragter Star: die Würzburger Betriebsrätin Irene Henry, die im »Interesse meiner Kolleginnen und Kollegen« in die Mikrophone sprach: »Die 35-Stunden-Woche gefährdet die Arbeitsplätze«.

In ihrem Betrieb, der Gebäudereinigungsfirma Moritz Fürst, tatsächlich. Denn dort darf der größte Teil der Belegschaft nur zwei Stunden am Tag arbeiten, damit die 390-Mark-Grenze im Monat (keine Versicherungspflicht!) nicht überschritten wird.

Löwenthal vom ZDF warnte in seinem Kanal vor dem DGB, der versuche, »den Betriebsrat fernzusteuern, um einseitig betriebsfremde Interessen zu vertreten«. Beispiel, »nahezu gesetzwidrig«: die »Drohung mit Streiks zur Durchsetzung der 35-Stunden-Woche«.

Löwenthal zeigte danach ein vorbildliches Betriebsräteseminar, in dem der Referent ebenfalls nachdrücklich vor »gewerkschaftlicher Fremdbestimmung und Fernsteuerung« warnte. Den Namen des Referenten verriet das ZDF-Magazin: Dr. Horst Udo Niedenhoff. Seine Herkunft nicht: er ist Abteilungsleiter im Institut der Deutschen Wirtschaft des Bundesverbands der Deutschen Industrie. Niedenhoff später am Telefon: »Das war ein Betriebsräte-Seminar bei Siemens. Die wußten alle, wer ich bin.«

Auch die ZDF-Zuschauer? Niedenhoff: »Ja, das ist extra nicht gesagt worden. Man sollte so etwas vielleicht auch nicht an die große Glocke hängen.«

Solche Manipulation der ahnungslosen Zuschauer wird beim ZDF gern geduldet, wenn sie nur von Löwenthal kommt. Der Magazin-Chef ist Vorkämpfer der von den Unternehmern ausgehaltenen Schein-Gewerkschaft CGB (»Christlicher Gewerkschaftsbund«) und Vorstandsmitglied der rechtsradikalen »Konservativen Aktion«. Deren Geschäftsführer war lange Jahre der ehemalige Bremer »Bild«-Skandal-Reporter Joachim Siegerist, der das CGB-Blatt »Deutsche Gewerkschaftszeitung« auf Rechtsextremisten-Kurs brachte und neuerdings als Chef-Reporter der »Hör Zu« arbeitet.

Die große »Hör Zu«-Serie »Weniger arbeiten - nützt uns das wirklich?« wurde selbstverständlich von Siegerist verfaßt. Er veranstaltet »bei 1.000 Deutschen eine repräsentative Meinungsumfrage« gegen die 35-Stunden-Woche und tatsächlich: »64 Prozent der Facharbeiter« lehnten sie ab. Noch schöner wurde sein Ergebnis, als er Befragte im Bild vorstellte - alle waren dagegen.

Dazu kam dann noch - einige Hefte später - die große »Hör Zu-Diskussion um die 35-Stunden-Woche« mit der Überschrift »Alternativen auf den Tisch«. Vier von fünf Lesern (»Ohne Murren wird geschafft(o sind gegen die Verfechter der 35-Stunden-Woche (»Totengräber der deutschen Wirtschaft«), und der fünfte ist auch dagegen, hat aber »Unsere Alternative«. Es ist Martin Schetter, als Bundesvorsitzender der »Christlichen Gewerkschaften Deutschlands« ehemaliger Arbeitgeber des »Hör Zu«-Autors Siegerist.

So greift bei Springers »Hör Zu« eine Hand freundschaftlich nach der anderen beim Kampf gegen die 35-Stunden-Woche. Die »Neue Revue« vom Bauer-Konzern zeigt weniger Liebe zum selbsterfundenen Detail. Sie schimpft einfach los: »Sture Gewerkschaftsfunktionäre gefährden den Aufschwung – 35-Stunden-Woche: Klassenkampf auf Kosten der Arbeiter.« Und - eigene Befragung: »Mehr als 80 Prozent der Bevölkerung sind gegen diesen unnötigen Streik.«

Solche Befragungen mit stets sehr angenehmen Ergebnissen gab es viele in diesen Wochen. Sie haben ihre Vorgeschichte. Vor 44 Jahren erschien in Berlin eine - antisemitisch durchsetzte - Doktor-Arbeit über »Meinungs- und Massenforschung in den USA«. Die Verfasserin begrüßte die in den USA eröffnete Aussicht, »durch die Massenbefragung in die Gedanken,

Gewohnheiten und Stimmungen einer beliebig großen anonymen Menge Menschen einzudringen«. Und es erschien ihr »fast wie eine Verpflichtung«, so etwas auch unter »deutschen Verhältnissen« zu veranstalten. Aber natürlich ganz anders als in den USA, das ergebe sich schon »aus der deutschen Auffassung vom Wesen der öffentlichen Meinung, nach der, in den Worten des Reichsministers Dr. Goebbels, die öffentliche Meinung 'zum größten Teil das Ergebnis einer willensmäßigen Beeinflussung ist'«.

So schrieb 1940 Elisabeth Noelle, die zwei Jahre später von Volksaufklärungsminister Goebbels bedrängt wurde, seine Adjutantin zu werden. Die heute CDU-nahe Allensbacher Demoskopin Noelle-Neumann liefert heute en gros und en detail Umfrageergebnisse, die für unsere willensmäßige Beeinflussung gut sind. Im März, als sie für den »Stern« arbeitete, glaubten wir nur zu 32 Prozent ' daß es zu einem Streik für die 35-Stunden-Woche kommen könne. 48 Prozent von uns hielten nach Frau Noelle Streik für ausgeschlossen. Und im Mai fertigte sie ihre Zahlen für »Bild« an. Danach billigten nur 13 der 45 Millionen erwachsenen Bundesbürger den Streik, 27 Millionen lehnten ihn ab.

Doch das ist schon eine spätere Stufe des Medien-Kampfes gegen die 35-Stunden-Woche. Auf der ersten Stufe, vor den Urabstimmungen der Gewerkschaften, war es noch ganz klar: sie würden die Mehrheit für einen Streik nicht bekommen. Die »Süddeutsche Zeitung« glaubte daran bis zuletzt. Als am 18. April die »Bild«-Schlagzeile aufschrie: »Streik« (»Alles aus! Jetzt kommt der große Streik«), als die »Frankfurter Allgemeine« Trauer anlegte (»Es gibt Alpträume, die Wirklichkeit werden. Das Spitzengespräch in der Metallindustrie ist gescheitert. Die Vernunft wird zu Grabe getragen«), da verbreitete am selben Tag das Münchner Qualitätsblatt noch die inzwischen veralteten Durchhalteparolen: »Es gibt viele Zweifel, ob die IG Metall jene 75 Prozent Zustimmung erhält, die sie benötigt, ehe sie zu Streiks aufrufen kann.« Die hier von der »FAZ« vorgetragene Berufung auf eine »Vernunft« war ein derart beliebter Topos in der Streikberichterstattung, daß sich Springers »Hamburger Abendblatt« dafür sogar Meldungen der Deutschen Presseagentur (dpa) hinbog. Unter der Schlagzeile »Streik oder Vernunft« stand im »Abendblatt« dieser Text: »dpa Hamburg - Im Streit um die 35-Stunden-Woche treibt der Tarifkonflikt in dieser Woche der Entscheidung zu. Streik oder Vernunft, das ist die Frage, auf die sich die Situation zugespitzt hat.« Der stellvertretende »Abendblatt«-Chefredakteur

Vollrath von Heintze auf die Frage, ob es je eine solche dpa-Meldung gegeben habe: »In Wortklaubereien möchte ich mich nicht einlassen.« Die Deutsche Presseagentur selbst bestritt energisch, je eine solche Meldung verbreitet zu haben. Doch was gegen den Mißbrauch ihres Namens geschehen würde, verriet dpa nicht: »Es ist eine interne Angelegenheit, wie wir das mit einem Kunden regeln.«

Als sich über achtzig Prozent der Metaller bei der Urabstimmung gegen die Vernunft der Redakteure entschieden hatten, rieb sich die »Süddeutsche« ihre Augen. Haben also die Arbeiter für .einen Streik gestimmt, den sie »eigentlich nicht wollen«? Die »Welt« noch in Frageform: »Verkehren die Urabstimmungen die wirkliche Meinung der Arbeitnehmer in ihr Gegenteil?« Die Lösung war schnell gefunden: die dummen Arbeiter hängen eben so an ihrer Gewerkschaft. Oder, so folgerte die »Welt« und ähnlich bald der Großteil der übrigen Presse, »daß Urabstimmungen eine Kampfpose darstellen, die keine Auskunft über die präzisen Sachvorstellungen der Abstimmenden gibt«.

Die nächste Stufe folgte rasch. Man nahm sich die Arbeiter einzeln vor, und mit einiger Geduld fand man schließlich den einen oder anderen, der die richtige Schlagzeile lieferte. »Ich gebe der Gewerkschaft mein Mitgliedsbuch zurück«, textete in solch einem Glücksfall Springers »BZ«.

Jetzt war es nur noch wichtig nachzuweisen, wer in Wirklichkeit hinter dem Streik steht. Am Tag nach dem Gewerkschaftsmarsch auf Bonn stand an der Spitze des »Hamburger Abendblatts« ein Bericht über einen Vortrag des Hamburger Verfassungschutz-Präsidenten Christian Lochte. Berichtet wurde vornehmlich über das, was er nicht sagte: »Lochte vermied es, auf Informationen seines Dienstes hinzuweisen, wonach die Hamburger Ortsvorsitzende der IG Druck DKP-Mitglied sei. Der Verfassungsschutz-Chef stellte auch nicht die Behauptung auf, der gegenwärtige Streik im Druckgewerbe sei von Kommunisten angezettelt worden.«

Aber es gab noch Schlimmeres als den unzweifelhaft moskowitischen Ursprung des Streiks. Die Arbeiter (»Dampfwalze«) streiken das »zarte Pflänzchen« Aufschwung kaputt. »Bild« über die verheerenden Folgen des Druckerstreiks: »Berlin: Keine Anzeigen, Kinos leer, Blumenkohl verschleudert, Autos stehen.« Und dann im Text: »In Berlin bleiben viele Supermärkte auf ihren Sonderangeboten sitzen - wegen des Druckerstreiks.« Unten »Domina 'Madame Edith' (26, Spezialität Leder) jammert: 'Sonst habe ich am Sonntag etwa 40 Anrufe - heute noch keinen einzigen.' Und Callgirl Barbara (21, inseriert als 'bildhübsches Modell') stöhnt: 'Normal sind 100 Anrufe am Tag - jetzt melden sich nur noch meine Stammkunden, vielleicht zehn. Die ganzen Touristen bleiben weg.'«

Und Ex-»Bild«-Chef Boenisch kommentierte als Regierungssprecher exklusiv im »Bild«-Leitartikel: »Tatsächlich gibt es Leute, die unsere Wirtschaft kaputtstreiken und unsere Republik kaputtschlagen möchten ... «

Konkret 07/84, S. 48

Horst Tomayer

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller Deutsche Gespräche

Horst Tomayer telefonierte als Herr Doktor Weber von der »Wirtschaftwoche« mit dem Schriftsteller Joachim Seyppel

Wirtschaftswoche, Doktor Weber, guten Tach, Herr Seyppel, kleine Umfrage unter Schreibern, Zeitungsstreik, sind Sie dafür/dagegen?

Mh hähä, mh, Sie überfallen mich.

Ich weiß, Vorsatz.

Äh, im Prinzip bin ich für einen Streik der Arbeiter, wenn sie ihre Rechte geschmälert sehen, der Inhalt dieses Streiks, der auf die 35-Stunden-Woche zielt, scheint mir aber absurd.

Kann »absurd« erklärt werden ?

Absurd darum, weil ein Streik für mein Empfinden darum geht, die Arbeit von der Entfremdung zu lösen, eine sinnvolle Arbeit zu schaffen, auch eine gutbezahlte, natürlich, das gehört dazu, aber nicht, weniger zu arbeiten. Ich liebe meine Arbeit, und ich will ja nicht weniger arbeiten, auch nicht unbedingt mehr. Aber es würde mir bei Protestaktionen nicht um weniger Arbeit gehen, sondern um sinnvolle Arbeit. Und darum find ich diesen Streik absurd.

»Absurd« haben Sie erklärt, erklären Sie »sinnvoll«!

Sinnvoll - eine Arbeit, die mich befriedigt, also eine relativ freigewählte Arbeit, die auch ihren Zweck erkennt und Arbeit als Teil meiner Lebenserfüllung.

Vermissen Sie Zeitungen, wenn gestreikt wird?

Ich vermisse sowohl Zeitungen, wenn gestreikt wird, als auch ein Fehlen an Umfang, denn ich bin Zeitungsleser und nicht Fernsehnachrichtenschauer.

Danke.

Danke auch.

Konkret 07/84, S. 48

Peter Krauß

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller 2. Besetzerübung

Ein Gespenst geht um in den Medien - das Gerücht der Betriebsbesetzung. Aufruhr, Terror oder Anarchie? Aufgebrachte Belegschaften, Hammer schwingend und Barrikaden errichtend, die demonstrativ die Bude dicht machen , bevor Unternehmerhände dies tun? Ein Hauch Longwy? Oder eine Belegschaft mit unbequemen Gewerkschaftern, die nicht nur wissen, was in ihrem Grundsatzprogramm steht, sondern meinen, nach einigen Jahrzehnten könnten sie über die Sozialisierung der Schlüsselindustrie mal lautstark nachdenken?

Ein Gespenst geht um in den Medien - die Belegschaft der Filterfabrik »Knecht« im schwäbischen Lorch, nahe Schwäbisch-Gmünd, hätte 'ihren' Betrieb besetzt. Hier und da ein paar schleierhafte Worte. Gewohnte Bilder von Metallern, die Transparente stemmen und im Sprechchor ihren Unmut kundtun - nur eben hinter dem Werkstor anstatt davor.

Montagmorgens am 4. Juni um 5.30 Uhr auf der Bahnstation Lorch. Ein kleines, verschlafenes Dorf im Süden Westdeutschlands. Beim Anblick dieser Dorfidylle kommt einem viel in den Sinn, zu allerletzt aber eine Betriebsbesetzung.

Wie es zu »Kriecht« geht? »Ach, des finde see scho. Des hört ma von weit«, babbelt die alte Frau im Kiosk.

Fehlalarm. Nach vergeblichem Lauschen drohnt am Dorfende dann doch die »Knecht«-Fabrik. Keine Menschenseele, weder ausgesperrt noch besetzend. Nur ein Pförtner: »Es wird nicht gearbeitet, der Betrieb ist vorübergehend stillgelegt«, antwortet er knapp. Liegt das Gespenst etwa zu Hause-auf Federkernmatratzen und träumt?

Am Pförtnerhäuschen werden die »lieben Mitarbeiter« per Anschlag dazu »angehalten, das Werksgelände nicht zu betreten, auch wenn sie dazu, z. B. von der IGM oder dem Betriebsrat aufgefordert werden«. Die nicht anwesenden Arbeitermassen halten brav inne. In zwei Pkw's nahen dafür Herbert Rettich, 2. Bevollmächtigter der IGM-Ortsverwaltung in Schwäbisch-Gmünd, und sein derzeit vom Hauptvorstand »beurlaubter« Kollege Gerhard Schramm. Sie entrollen ein Transparent mit der fett strahlenden 35 und befestigen es am Werkstor - davor.

Betriebsbesetzung? Eine Woche zuvor, am Montag, dem 28. Mai, kamen die Arbeitnehmer früh um 5.50 Uhr wie gewohnt und fanden die Werktore verschlossen. Begründung der Betriebsleitung: Die bestreikten Automobilhersteller, Großabnehmer der Filterfabrik »Knecht«, hatten alle Aufträge storniert, somit gäbe es in Lorch nichts mehr zu tun.

Die Rechnung der kalten Aussperrung war allerdings ohne die zu 96 Prozent in der IGM organisierte Belegschaft gemacht. Betriebsrat und Ortsverwaltung der IGM bestritten nachhaltig das Unternehmerargument, es gäbe keine Arbeit. Sie ließen die »Front« Werktor sein, gingen hindurch und boten der Werksleitung ihre Arbeitskraft an.

»60 Prozent von uns arbeite im Ersatzteillager«, erzählt Betriebsrat Hetzler, nebst einem Dutzend Kollegen inzwischen auch »auf Bereitschaft« vor dem Werkstor. »Da liegt noch Arbeit für über zwei Woche rum«, erklärt er zornig und deutet auf die Fabrikationshallen, wo vereinzelt Köpfe aus den Fenstern ragen, »die Kollegen Facharbeiter«. Sie »halte einstweile die Stellung da drin« und erledigen angefallene Reparaturarbeiten. »Die Betriebsleitung wollte uns einrede, daß kei Autowerkstatt seit dem Streik mehr Filter auswechselt. Da lache wir doch nur. Für wie b'scheuert halte die uns denn? «.

»Wir habe des hier mit einer bewußtseinsmäßig fortschrittlichen Belegschaft zu tun«, versucht IGM-Bevollmächtigter Rettich das Gespenst Betriebsbesetzung zu beschreiben. Von dieser wollten die Kollegen Funktionäre in Stuttgart allerdings nichts wissen. Gleich nachdem die Fahndungsmeldung von dpa in alle Meinungsmacher-Stuben auf den Tisch flatterte, pfiffen die Stuttgarter die »Knecht«-Kollegen zurück.

Gerhard Schramm beklagt eine »fehlende Radikalität« im Arbeitskampf. Sicherlich sei die Arbeitsplatzbesetzung bei »Knecht« ein »symbolischer Akt«, aber, so fragt er nachdrücklich, »was ist denn eine konsequente Betriebsbesetzung letztendlich?« Zudem fehle es an klaren Zielperspektiven, beispielsweise die »Übernahme des Betriebes durch die Belegschaft«. Einschränkend gesteht Schramm: »Soweit sind die Kollegen hier aber noch net.«

»Wenn es uns gelingt, daß die Kollegen des, was hier g'schieht net als Kompromiß begreife, sondern als Resultat ihres Kampfes, und es entwickelt sich in den Köpfen was, ist die Welt nicht mehr so wie vorher«, sagt Rettich und ergänzt nach kurzer Pause: »Ohne gleich Sozialismus zu habe«.

Die Welt am Mittwoch, dem 30. Mai, war die gleiche wie zuvor. Nach einer Diskussion der Belegschaft war man der Auffassung, die Arbeitsplatzbesetzung abzubrechen. Am darauffolgenden Montag, dem 4. Juni, wollten die Arbeiter sie aber fortführen.

Knapp hundert kalt Ausgesperrte stehen an diesem Tag vor dem Fabriktor und halten Spruchbänder. IGM-Bevollmächtigter Rettich hingegen eine einstweilige Verfügung, die es Betriebsrat und IGM untersagt, das Betriebsgelände zu betreten. »Ansonsten machen sie sich strafbar«, so der Wortlaut. »Strafbar!« lacht ein langjähriger Kollege, »was heißt des scho. Auf des Recht scheiß ich doch. Ich brauch die Moral zum Lebe. Un da sieht die Sach ganz anders aus«.

Werksleiter Kirkorowicz sieht es auch anders. »Die haben in der Kantine mit 100 Mann die ganze Nacht ein Volksfest gefeiert. An ihrem Arbeitsplatz waren die 'Besetzer' gar nicht.« »Hoch auf dem gelben Wagen«, will er mit ihnen gesungen haben, berichtet er fast freudig und mokiert sich über »das Federball- und Fußballspielen der Gewerkschafter auf dem Fabrikhof«.

Ganz so bunt kann der angeblich beschwingte Nachmittag der Sozialpartnerschaft bei Brot und Spielen denn wohl doch nicht vonstatten gegangen sein. Als Kirkorowicz vor das verschlossene Werktor tritt und die ausgesperrten Arbeiter mit »liebe Kolleginnen und Kollegen« begrüßt, bricht ein schrilles Pfeifkonzert aus. Doch er kommt ohne Umschweife zur Sache: »Es ist Streik gefordert worden. Als Antwort darauf kam die Aussperrung und Stillegung.« Da klatschten die Metaller laut. »Wo se recht habe, die Kapitaliste, habe se recht«, juxt ein Arbeiter. Betriebsleiter Kirkorowicz versucht abzuwiegeln. Für ihn war die »Besetzung« nur ein »wildes italienisches Happening«.

Ober 60 Prozent der 530 Arbeitnehmer zählenden Belegschaft sind Ausländer. »Die mache so richtig Dampf«, berichtet ein deutscher Kollege, »ohne die läuft hier gar nix«. »Natürlicher Klasseninstinkt« nennt er das.

Konkret 07/84, S. 50

Otto Köhler

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller
3. Unternehmerrecht

Das Bundesarbeitsgericht heißt nur so. Es hat sich schon immer in besonderer Weise um den Staat und die Unternehmer verdient gemacht. Was im 3. Reich die »Ordnung der Arbeit« genannt wurde, nennt sich zwar heute anders, aber die Grundhaltung ist geblieben: Im Zweifelsfall immer gegen die Arbeiter

Es war einmal im Jahre '55, als Konrad Adenauer noch über uns herrschte, und deutsche Soldaten wieder das Marschieren lernten. Da nahmen zwei hochangesehene deutsche Professoren ein schönes und wohltätiges Märchen in ein dickes Buch auf. Die Mär lautete: »Das nationalsozialistische Arbeitsrecht ist heute ohne Interesse. Es besteht kein Anlaß, sich näher mit den Grundsätzen dieses Rechts zu beschäftigen.«

Die beiden Gelehrten mußten das wissen. Der eine: Hans Carl Nipperdey, war gerade erst Präsident des neuerrichteten Bundesarbeitsgerichts geworden. Der andere, Alfred Hueck, wurde inzwischen unter Eingeweihten berühmt als Erfinder des vererbbaren Lehrstuhls für Arbeitsrecht. Und das gemeinsame Werk, in dem die Warnung vor überflüssiger Lektüre stand, war das »Lehrbuch für Arbeitsrecht«, das erstmals 1928 erschienen war, und das sein Erscheinen mit immer neuen Auflagen bis in die sechziger Jahre nicht einstellen wollte. Nur in der tausendjährigen Zeit dazwischen, die uns nicht mehr zu interessieren braucht, hatten die beiden Professoren statt dessen den vielbenutzten und von 1934 bis 1944 ständig neuaufgelegten Kommentar zum Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit (AOG) herausgegeben.

Der dritte, der damals im Kommentatoren-Bund war, der Arbeitsrechtler Rolf Dietz, hatte schon 1944 eine dezidiert andere Meinung über das Fortwirken des NS-Arbeitsrechts als elf Jahre später seine beiden Kompagnons. Er meinte damals in einem Aufsatz über »10 Jahre Gesetz zur Ordnung der Nationalen Arbeit«, die vom Nationalsozialismus durchgesetzte Auffassung vom Arbeitsverhältnis als »personenrechtlichem Gemeinschaftsverhältnis« werde »immer ein besonderes Ruhmesblatt der deutschen Rechtswissenschaft sein«.

Recht behalten haben schließlich alle drei. Richtig ist, was Dietz 1944 prophetisch sagte, daß die NS-Auffassung vom Arbeitsrecht fortwirkt, wenn nicht »immer«, dann jedenfalls bis in unsere Zeiten, etwa in dem von Dietz formulierten Dogma, daß die »Betriebsgemeinschaft nicht nur eine äußerliche Zusammenfassung, sondern eine wahre Gemeinschaft von Unternehmern und Gefolgschaft« zu sein habe. Als historisch richtig hat sich aber auch Alfred Huecks und Nipperdeys Anliegen von 1955 erwiesen, daß das NS-Arbeitsrecht für uns uninteressant zu sein habe. Götz Hueck, der 1973 den Münchner Lehrstuhl seines Vaters erbte - Papa Alfred hat's ihm gerichtet -, unterschlug im gleichen Jahr in »Gedächtnisschrift« für seinen akademischen Lehrer Dietz innerhalb des Schriftenverzeichnisses dessen wichtigen Aufsatz von 1944.

Dem diskreten, aber spürbaren Fortleben des NS-Arbeitsrechts in unserer Republik dient eine informelle bürgerliche Vereinigung, die erst 1974 durch den jungen Arbeitsrechtler Roderich Wahsner von der ohnedies bescholtenen Universität Bremen in einem Aufsatz der »Kritischen Justiz« auf den bösen Begriff gebracht wurde: »das Arbeitsrechtskartell«.

An der Spitze dieses Kartells, das man eher auf der dritten als auf der ersten Silbe betonen sollte, stand neben Nipperdey und Alfred Hueck der Berliner, später Kölner Arbeitsrechtler Hermann Dersch, der seine Lehrmeinung über die Entlohnung direkt und unter genauer Seitenangabe aus Adolf Hitlers »Mein Kampf« übernommen hatte. Alle drei waren vor der Machtübergabe an Hitler schon die führenden Vertreter des Arbeitsrechts in der Weimarer Republik, stets bestrebt - wie Nipperdey es 1928 formulierte -, »die große Masse der Arbeitnehmerschaft zum Staate hinzuführen und bei ihm zu halten.«

Damals stellten sie sich in den Dienst des später in Nürnberg wegen seiner Massenmorde gehängten Präsidenten der Akademie für Deutsches Recht, Hans Frank, und arbeiteten für die Nazis deren drakonische Arbeitsgesetze aus. Denn das war ja das Schöne im Dritten Reich: Es sorgte für die »Beseitigung des Klassenkampfes in Beruf und Betrieb« (Nipperdey) und forderte vom neuen Arbeitsrecht die, wie sich Hueck freute, »Versöhnung des Interessengegensatzes zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern«. Kurz: alles lief nach der 1933 ausgeschenkten Devise des ständig besoffenen Führers der Deutschen Arbeitsfront, Robert Ley: »Disziplin erzeugt Arbeit, Arbeit ist umgesetzte Disziplin. Deshalb sind Arbeiter und Soldaten im besten Sinne dasselbe.«

Zu den großen Drei, Nipperdey, Hueck, Dersch, die mit ihrem Ansehen der Nazi-Wissenschaft zu Prestige verhalfen, gesellten sich bald junge Karrieremacher, die sich von den Nazis ordentliche Professorentitel holten: Artur Nikisch und Eduard Bötticher, Rolf Dietz und Helmut Georg Isele, Erich Fechner und Wolfgang Siebert. Der letzte, von dem sich unser neuer Bundespräsident nach 1945 in Göttingen sein juristisches Rüstzeug verpassen ließ, war ein besonders rühriger Nazi. Er verbreitete in seinen wissenschaftlichen Publikationen regelmäßig das Letzte vom Führer (»Wie der Führer in seiner

letzten Reichstagsrede wieder sehr eindringlich dargelegt hat, muß das deutsche Volk viel schwerer um sein tägliches Brot ringen als die meisten anderen Völker«). Und er arbeitete am 1938 veröffentlichten Entwurf eines neuen Arbeitsgesetzes. Der Gesetzentwurf, so der Hamburger Wirtschaftsrechtler Udo Reifner*, »lief im Ergebnis darauf hinaus, die Pflichten der abhängig Beschäftigten unberechenbar auszuweiten, die klare Trennung von Arbeitszeit und Freizeit zu beseitigen und so die Arbeiter und Angestellten voll der Entscheidungsgewalt der Unternehmer und damit den Verwertungsinteressen des Kapitals zu unterwerfen«.

Aber nicht nur Siebert war gleich nach 1945 wieder da. Wahsner in seiner Untersuchung über das Arbeitsrechtskartell: »Die oben genannten Professoren und ihr im Dritten Reich herangebildeter Nachwuchs beherrschten schon bald nach dem Ende des Krieges - wie ein geschlossenes Monopol - die arbeitsrechtlichen Lehrstühle, Professoren und Institute der drei Westzonen und damit der späteren Bundesrepublik. Ihre Machtposition war sogar, als Ergebnis der faschistischen Herrschaft, jetzt absolut gesichert, das Feld von akademischen Außenseitern, die noch die Auseinandersetzung von Weimar mit geprägt hatten, gesäubert. Die genannten Professoren bildeten - bei allen Differenzierungen und Wandlungen der Standpunkte zu einzelnen dogmatischen Problemen - ein in den arbeitsrechtlichen Grundfragen und in den ideologischen Vorstellungen von der dem Arbeitsrecht zugrundeliegenden sozialen Realität weitgehend einheitliches und nahezuhe geschlossenes Kartell.«

Sie belegten die Lehrstühle und Institute, legten in Lehrbüchern und Kommentaren das herrschende Recht fest, vereinnahmten die arbeitsrechtlichen Fachzeitschriften, jubelten sich wechselseitig in Festschriften hoch, bestimmten als Herausgeber wissenschaftlicher Reihen, wer wo veröffentlichen darf, selektierten als Doktorväter und Assistenten-Chefs den wissenschaftlichen Nachwuchs, kurz, sie ließen keinen hochkommen, der nicht zu ihnen paßte. Thilo Ramm beispielsweise, der sich 1953 mit einer Arbeit über »Die großen Sozialisten als Rechts- und Sozialphilosophen« natürlich völlig falsch habilitiert hatte, mußte trotz einer ganzen Reihe weiterer hochqualifizierter wissenschaftlicher Arbeiten zwölf Jahre lang warten, bis er auf den neugegründeten Lehrstuhl für Arbeits- und Sozialrecht an der Universität Gießen berufen wurde.

Es war aber überhaupt keine Überraschung, daß Kartell-Führer Nipperdey 1954 zum Präsidenten des neugeschaffenen Bundesarbeitsgerichts ernannt wurde. Qualifiziert für dieses Amt hatte sich der ehemalige NS-Jurist zwei Jahre zuvor auch noch auf völlig freiheitlich-demokratische Weise. Als Verfasser eines Rechtsgutachtens der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände über: »Die Ersatzansprüche für die Schäden, die durch den von den Gewerkschaften gegen das geplante Betriebsverfassungsgesetz geführten Zeitungsstreik vom 27.-29. Mai 1952 entstanden sind. «

Und in diesem Gutachten ist alles minutiös ausgearbeitet, was bald darauf zum herrschenden Recht gerann und heute den Gewerkschaften ihre Arbeit so schwer wie irgend möglich macht. Die Gewerkschaft hatte damals gegen den Entwurf des Betriebsverfassungsgesetzes gestreikt. Von Nipperdeys Kartellbrüdern wurde es mitausgearbeitet und später, so Wolfgang Siebert, in Kommentarbänden ganz nach ihrem Sinn ausgelegt. Doch weil sich die Gewerkschaften wehrten, erfand Nipperdey als Arbeitgeber-Gutachter den unzulässigen »politischen Streik«. Erlaubt seien nur die gegen Arbeitgeber gerichteten Streiks zur Verbesserung und Erhaltung der bestehenden Arbeitsbedingungen. Jeder andere Streik - auch der gegen das Betriebsverfassungsgesetz - sei »keine sozialadäquate Haltung«, sondern eine zu verbietende Lahmlegung der Betriebe, die tatbestandsmäßig als eine unmittelbare Verletzung des Rechts am eingerichteten Gewerbebetrieb bestraft werden müsse.

Drei Jahre nach diesem Gutachten für die Arbeitgeber konnte Nipperdey seine Unternehmereignung schon als »Grundsatzbeschluß des Bundesarbeitsgerichts vom 28.1 '55« amtlich verkünden: »Arbeitskämpfe (Streik und Aussperrung) sind im allgemeinen unerwünscht, da sie volkswirtschaftliche Schäden mit sich bringen und den im Interesse der Gesamtheit liegenden sozialen Frieden beeinträchtigen; aber sie sind in bestimmten Grenzen erlaubt, sie sind in der freiheitlich-sozialen Grundordnung der Deutschen Bundesrepublik zugelassen.« Soviel huldvoll gewahrte Großzügigkeit hat natürlich ihre Grenzen, die darin bestehen, daß »die deutsche freiheitliche Rechtsordnung derartige Arbeitskämpfe« lediglich »als ultima ratio« anerkennt, also nur, wenn gar nichts anderes mehr geht.

Vor allem aber führte Nipperdeys Richterspruch jene famose Gleichstellung von Streik und Aussperrung ein, durch die man das Aussperrungsverbot der Hessischen Verfassung aushebeln konnte. Obwohl die Unternehmer durch ihr Eigentum an den Produktionsmitteln von vornherein eine klare Überlegenheit über die Lohnabhängigen haben, dekretierte Nipperdeys Gericht, erst durch die Aussperrung werde jene »Waffengleichheit«, die »Kampfparität«, zwischen Unternehmern und Arbeitern hergestellt, für die der Staat zu sorgen habe. Und so errichtete er mit seinem Bundesarbeitsgericht 1955 das in der Verfassung nicht vorgesehene Dogma: »Dem Streik der Gewerkschaften entspricht die Aussperrung.«

Mit dem Urteil vom 8.2.1957 über das Betriebsrisiko legte er die Unternehmer auf noch weichere Betten. Jetzt wurden die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches, Paragraph 323 und Paragraph 615, über die Pflicht zur Lohnfortzahlung aus dem Weg geräumt. Neues Nipperdey-Recht: »Im Falle eines Streiks in einem fremden Betrieb ist der Arbeitgeber -nicht verpflichtet, denjenigen Arbeitnehmern, für die eine Beschäftigungsmöglichkeit nicht besteht, den Lohn weiterzuzahlen.«

So wurde Schritt für Schritt das »allgemein unerwünschte« Mittel des Streiks zerniert und weitgehend unschädlich gemacht. Nach den sogenannten »politischen Streiks« - in der Weimarer Republik noch ein selbstverständliches Mittel des Arbeitskampfes - wurden auch spontane Streiks als »Wilde Streiks« verboten und eine Haftung der Gewerkschaften konstruiert. Thilo Ramm über den Einfluß des NS-Arbeitsrechts auf die Entscheidungen des Bundesarbeitsgerichts: »So fußt etwa die Beschränkung des Streikrechts durch das Bundesarbeitsgericht rechtstheoretisch auf den Vorschlägen, die Nipperdey, sein erster Präsident, 1940 zur Neugestaltung des Schadenersatzrechts im Rahmen der Akademie für Deutsches Recht machte.«

1958 schlug unser oberstes Arbeitsgericht unter NS-Nipperdey besonders brutal zu. Die IG-Metall kam vor das Bundesarbeitsgericht, weil sie während der Friedenspflicht eine Urabstimmung abhielt, also eine innergewerkschaftliche Maßnahme, die noch keineswegs tatsächlich zum Streik führen mußte. Sie wurde zu Riesenschadenersatzzahlungen verurteilt und mußte, um den finanziellen Folgen des Urteils zu entgehen, in den Abschluß eines Schlichtungsabkommens einwilligen, das den gewerkschaftlichen Spielraum noch mehr einschränkte.

Ein anderer Alt-Nazi wollte - und so etwas kann durchaus als FDP-Gesetzentwurf demnächst auf die Gewerkschaften zukommen - die Daumenschrauben noch enger ziehen. Gustaf Adolf Bulla, der als stellvertretender Leiter des Amtes für Rechtsberatungsstellen der Deutschen Arbeitsfront schon immer die »nationalsozialistische Idee der Betriebsverbundenheit« durch den »Willen zum Arbeitsfrieden« fördern wollte, schlug 1965 als angesehener Freiburger Arbeitsrechtler im zweiten Band der Nipperdey-Festschrift ein Mittel zum Abwürgen jeglichen Arbeitskampfes vor, nämlich so: »Das Limit im Votum des Sachverständigenrates ist als oberer Grenzwert Höchstwert für das gewerkschaftliche Fordern-Dürfen, bis zu dem noch die gebotene soziale Selbstverwaltung gegenüber den höherwertigen und maßgeblichen Belangen des Gemeinwohls beachtet ist. Die Mehrforderung würde diese soziale Selbstverantwortung mißachten und bei einseitigem Versuch der Durchsetzung durch das Kampfmittel des Streiks diesen sozialinadäquat sein lassen. «

Auf deutsch: Das gewerkschaftliche Fordern-Dürfen muß ein Ende haben. Deshalb legen künftig allein – ohnedies durch Wirtschaftsgutachten gekaufte - Sachverständige fest, ob es etwas zum Verteilen gibt, und wenn ja, wieviel genau. Sagen sie: nichts - dann müssen die Gewerkschaften kuschen. Sagen sie: 1,5 Prozent, dann sind 1,6 Prozent schon sozialinadäquat. Und das wissen wir durch Nipperdey: Streik muß sozialadäquat sein, sonst wird er verboten.

Den letzten Dreh zur allmählichen Abschaffung des dem System nicht adäquaten' Streikrechts haben sich jetzt die Freien Demokraten spendieren lassen. Flick-Graf Lambsdorff hat eine FDP-Kommission mit der Ausarbeitung eines »Gesetzes zur Sicherstellung der Arbeitnehmer-Interessen gegenüber Funktionärsinteressen« beauftragt. Danach sollen künftig auch Nicht-Gewerkschaftsmitglieder an den Streik-Urabstimmungen der Gewerkschaften teilnehmen. Das entspricht dem nationalsozialistischen Gedanken der Volksgemeinschaft und wird darum bei den Zöglingen unseres Arbeitsrechtskartells Mithilfe finden.

Und so hätte Wolfgang Siebert, der akademische Lehrer unseres Staatsoberhaupts, doch recht gehabt, als er 1936 ahnungsvoll schrieb: »Die geschichtliche Größe der Leistungen des Nationalsozialismus auf dem Gebiet der Ordnung der Arbeit und die einzigartige Kraftenfaltung der nationalsozialistischen Idee gegenüber dem Klassenkampfgedanken werden erst in der späteren Geschichte Deutschlands voll anerkannt werden können. «

---

* Udo Reifner (Hg.): Das Recht des Unrechtsstaates - Arbeitsrecht und Staatsrechtswissenschaften im Faschismus. Campus-Verlag, Frankfurt 1981. 272 Seiten, 36 Mark

–

Konkret 07/84, S. 54

Winfried Wolf

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller
4. Steuerdiebe

Von vornherein lag auf der Hand, daß die »geistig-moralische Wende«, dem Bildungsniveau des Vortragenden entsprechend, billig zu haben sein würde. Tatsächlich ließ der Kanzler den Bildungsetat '84 um 13 Prozent kürzen. Nun wird in diesen Monaten dem Millionenheer der Durchschnittsverdiener und sozial Schwachen verklart, wie teuer sie die Oggersheimer Schlittenfahrt zu stehen kommt

Doch die Brandstifter geben sich wie gehabt als Biedermänner. Augenblicklich wird in Bonn das Rührstück »Steuerreform« zugunsten der »Niedrigverdiener und Kinderreichen« gegeben. Bereits der Fahrplan dieser Reform ist kennzeichnend; was 1984 verkauft wird, soll erst 1987 in Kraft treten.

Aber selbst immanent ist diese Steuerreform das Gegenteil dessen, als was sie verkauft wird: Rund die Hälfte des 25-Milliarden-Mark-Geschenks soll durch erhöhte Verbrauchersteuern von jenen aufgebracht werden, die beglückt wurden. Stoltenbergs Sozialtarif sieht so aus: Ein Lediger ohne Kinder mit einem zu versteuernden Einkommen von 20.000 Mark spart jährlich ganze 82 Mark. Wohlgemerkt: 1987. Dagegen soll ein lediger Steuerpflichtiger mit 130.000 Mark Jahreseinkommen 5.875 Mark und ein Verheirateter mit zwei Kindern und einem Jahreseinkommen von 261.000 Mark sogar 15.324 Mark weniger an Steuern bezahlen.

Die Diskussion über die Steuerreform ist eine Nebelbank, hinter der sich ein Umverteilungsprogramm verbirgt. Ein breit gefächertes Programm der sozialen Demontage wird durchgeführt. Arbeiterkinder sollen bei ihren Leisten bleiben - das Bafög wurde gestrichen (Gewinn der Regierung: 200 Millionen Mark); das Mutterschaftsurlaubsgeld wird von 750 auf 510 Mark gekürzt (das Plus: 310 Millionen Mark); Schwerbehinderten wurden Freifahrten gestrichen (250 Millionen Mark); Behinderte kommen in Werkstätten auch ohne Rente klar (80 Millionen Mark); »Bildungsbeihilfen« bringen arbeitslosen Jugendlichen nichts (85 Millionen Mark). Das summiert sich.

Die größten Streichungen erfolgen allerdings bei Renten und Arbeitslosenunterstützungen.

Mit einer neuerlichen realen Senkung der Renten (verspätete Anpassung und Krankenkassenbeitrag) kommen 1,5 Milliarden Mark aus den Taschen derer, die durchschnittlich weniger als 1.000 Mark netto beziehen. Die gleich große Summe lassen sich Kohl und Kapital von den Arbeitslosen bezahlen. Erster Schritt waren die drastische Senkung der Bezugsdauer für Arbeitslosengeld und die rigorosen Streichungen bei der Arbeitslosenhilfe. 1984 erhält knapp die Hälfte der offiziell registrierten Arbeitslosen keinerlei Unterstützung mehr. Erstmals in der Geschichte der BRD wird hier an der Praxis der vorausgegangenen Republik angeknüpft: Das Arbeitslosengeld wird von 68 auf 63 Prozent des letzten Nettolohns, die Hilfe von 58 auf 56 Prozent gekürzt. Bis zu der Weimarer Werten ist es noch ein Stück des Weges, aber es fing damals nicht anders an und endete 1932 bei 27 Prozent für eine Bezugsdauer von sechs Wochen.

Doch der Teufel verliert sich eher im Detail. Das unterstreicht eine Gesamtrechnung: Danach werden allein im Zeitraum 1982 bis 1985 rund 210 Milliarden Mark von unten nach oben verteilt. Allein 176,6 Milliarden Mark spart die Kohl-Regierung durch die Kürzung von Sozialausgaben und die Erhöhung von Steuer- und Sozialabgaben, die überwiegend von Lohnabhängigen bezahlt werden; 25,8 Milliarden Mark betragen die Streichungen von Zuschüssen und Beihilfen von Sozialleistungen.

Es wäre nicht korrekt, den Bundeskanzler zu beschuldigen, er und sein Kabinett stecken die 210 Milliarden Mark in die eigene Tasche. Diese Regierung ist nur allzu bereit, dem alten Lenin zur Wahrheit zu verhelfen: bürgerlicher Staat und Regierung als Sachwalter des Kapitals. Denn die ausgepreßten Milliardenbeträge werden umgehend weitergereicht: Abschreibungserleichterungen, zeitnahe, das heißt für 1983 rückwirkende Verdoppelung des »Verlustrücktrags«, Senkung der Gewerbesteuer.

Gelegentlich werden auch Cash-Meldungen berichtet: Sieben Milliarden Mark, so Kohl nach einer Weinprobe mit Mitterrand, wolle er den Rüstungsindustriellen für einen neuen Kampfhubschrauber zukommen lassen. Zwei Milliarden Mark, so Kiechle nach einem Probe-Melken, sollen an zusätzlichen,»Hilfen für die Landwirtschaft« ausgegeben werden. Der Einwand grüner Wertkonservativer, dabei könne etwas Soziales dran sein, widerlegt die Recherche: Die 30.000 größten Bauern erhalten hiervon im Schnitt 20.000 Mark; die 250.000 kleinsten Betriebe dagegen jeweils weniger als 800 Mark.

Ein unverdächtiger Zeuge bestätigt, daß Helmut Kohl sein wichtigstes Wahlversprechen in kürzester Zeit einlöste. Die »Frankfurter Allgemeine«: »Die Steigerungssätze für die Gewinne hören sich atemberaubend an.« Bleibt die Frage, ob sich die Opfer rentieren, ob Arbeitsplätze geschaffen werden. Die Antwort kann am Produktions- und Kontenstand abgelesen werden: Im März und April 1984 - also vor den Streiks! - kam es erstmals in diesem Aufschwung der Profite zu einem

Rückgang der industriellen Produktion. Allein die zehn größten Konzerne parken über 30 Milliarden Mark auf ihren Konten. Das entspricht dem Betrag, den der DGB für ein Investitionsprogramm fordert.

Konkret 07/84, S. 56

Wolfgang Pohrt

Konkret-Extra: Generalstreit - Vom Kampf der Drucker und Metaller
Wer nicht hören will, muß fühlen

Kommentar

Im bundesrepublikanischen Grundgesetz ist der Katalog konventioneller Menschenrechte - Leben, körperliche Unversehrtheit, Freiheit, Eigentum -um das zusätzliche auf ein Existenzminimum erweitert. Weil eine solche Größe schwer für alle einheitlich zu definieren ist, sorgt nun im Sinne des Verfassungsauftrags ein tief gestaffeltes und breit gefächertes Institutionsgewirr dafür, daß Rentner, Kinder, Kranke jeweils zu dem Ihren kommen und keiner mehr kriegt, als ihm zusteht. Zuständig für Leute, die kein Bein, sondern ihren Arbeitsplatz verloren haben, ist die Bundesanstalt für Arbeit, deren Aufgabe darin besteht, das mit den Wechselfällen der Konjunktur für den einzelnen verbundene materielle Risiko in erträglichen und vor allem kalkulierbaren Grenzen zu halten.

Von dieser Aufgabe hat sich die durch Pflichtbeiträge der Beschäftigten mitfinanzierte Bundesanstalt für Arbeit nun durch ein Machtwort ihres Präsidenten entbunden. Er hat nämlich in den Statuten der Behörde eine allgemein zur Neutralität in Tarifkonflikten verpflichtende Generalklausel entdeckt und das Kleingedruckte nicht als Klausel verstanden, die ihm die Hände bindet, sondern die ihn im besonderen Fall zur konkreten Maßnahme berechtigt. Er hat deshalb seine Behörde angewiesen, keine Unterstützungszahlungen zu leisten an Personen, die wegen eines andernorts stattfindenden Streiks vorübergehend arbeitslos geworden sind.

Mit der Anordnung, einzelnen auf Grund ihrer Zugehörigkeit zu einem andernorts bestreikten Erwerbszweig den sich mittelbar vom Grundgesetz herleitenden Anspruch auf Leistungen der Bundesanstalt für Arbeit zu entziehen, hat der Präsident dieser Behörde, Heinrich Franke, ein juristisches Novum in die deutsche Rechtspflege eingeführt, nämlich das Prinzip der Branchenhaftung. Die breite Zustimmung, die er mit seiner Neuerung bei der Regierungskoalition und bei der Presse gefunden hat, ist ein deutliches Zeichen dafür, daß seine Auffassung im Einklang mit dem bundesdeutschen Rechtsempfinden steht. Und in der Tat werden durch die Gleichstellung der Rechtsansprüche von Arbeitslosen mit denen von Streikenden die Arbeiter insgesamt eines Vorteils beraubt, den sie aus der unterschiedlichen Behandlung beider Kategorien durch die Bundesanstalt für Arbeit ziehen würden.

Es ist derselbe Vorteil, den sich der Feind vergebens zu erschleichen hoffte, wenn er sich beispielsweise gegenüber der deutschen Wehrmacht auf die Genfer Konventionen berief und naiv genug war, jene Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten, zwischen Angehörigen der Streitkräfte und Zivilisten zu verlangen, die man im Reich nicht gelten ließ und viel weniger noch in den überfallenen Gebieten. Es ist derselbe Vorteil, den eine Familie in Anspruch nimmt, wenn sie Wert darauf legt, für die Taten eines ihrer Mitglieder nicht kollektiv bestraft zu werden. Es ist derselbe Vorteil, den inhaftierte Terroristen genießen, wenn sie nach geltendem Recht behandelt werden, statt daß man ihnen die Taten ihrer in Freiheit befindlichen Gesinnungsgenossen mit Gleichem vergilt, wozu Golo Mann öffentlich auffordern konnte, ohne deshalb wegen Anstiftung zum Mord belangt zu werden.

Seit Stammheim weiß man aus berufenem Mund, aus dem des damaligen Kanzlers, daß die bundesrepublikanischen Behörden insofern den Anschluß an die Tradition gefunden haben, als sie sich durch geltendes Recht nicht aufhalten lassen, wenn es die Herbeiführung einer Gerechtigkeit im höheren Sinne oder die Staatsräson behindert. Seit Stammheim weiß man ferner, aus welch geringfügigen. Anlaß bereits in der Bundesrepublik geltendes Recht zugunsten der Staatsräson außer Kraft gesetzt und der nicht erklärte Notstand und Ausnahmezustand praktiziert wird.

Den Behörden den Weg geebnet hat in diesem Falle dieselbe Neutralitätsklausel, auf welche auch die Gewerkschaftsfunktionäre pochen, in ohnmächtigem Zorn und begriffslos wie immer.

Von einem deutschen Staat Neutralität ausgerechnet im Konfliktfall zu erwarten, ist doppelter Unsinn, weil hier erfahrungsgemäß auch begrenzte und harmlose Auseinandersetzungen in den Kategorien des totalen Kriegs gedacht, geschildert und erlebt werden. Den totalen Krieg oder Bürgerkrieg vorausgesetzt, ist aber selbst die Luft nicht mehr neutral, sondern parteiisch, die der Feind zum Atmen braucht. Ein Staat, der erwiesenermaßen aus der Verfassung sich herleitende Rechte der einzelnen als bei Bedarf widerrufbare Gunst und Gnade betrachtet, macht sich in diesem Sinn der Begünstigung schuldig, wenn er den einzelnen diese Rechte läßt. Neutralität im Tarifkonflikt wahren, heißt dann, unbekümmert um geltendes Recht dem einzelnen alle Ansprüche zu entziehen, auf welche er angewiesen ist, um streiken und trotzdem leben zu können. Der Entzug von Arbeitslosengeld kann dabei nur ein Anfang sein, Freiheitsentzug wäre das logische Ende.

So sind die Gewerkschaften schließlich das Opfer ihrer eigenen Entpolitisierung und ihres eigenen Opportunismus geworden. Die staatlichen Rechtsbrüche bei der Verfolgung der Linksradikalen - Berufsverbote, Kontaktsperregesetze, Demonstrationsrechtsverschärfung etc. - haben sie mehr oder minder widerstandslos hingenommen, in der trügerischen

Hoffnung selbstverständlich, der Staat werde die illegalen Mittel nur dazu benutzen, ihnen die unerbetene Konkurrenz vom Halse zu schaffen. Da sie nicht hören wollten, werden sie nun fühlen müssen. Die Kollektivstrafe der Bundesanstalt für Arbeit hat die Arbeiter in ein Kollektiv verwandelt. Die Frage ist nun, ob daraus wie beabsichtigt ein Kollektiv von Verfolgern und Denunzianten wird, welches sich gegen die Scharfmacher und Rädelsführer in den eigenen Reihen im Interesse des Gemeinwohls zusammenschließt, oder ob die Arbeiter zu der Auffassung gelangen, daß jener Behördenbeschluß nicht mal so falsch ist, jedenfalls dann nicht, wenn man ihn als Aufforderung zum Generalstreik betrachtet.

Konkret 07/84, S. 57

Gegendarstellung

In der Juniausgabe von KONKRET (Heft 6) befindet sich auf den Seiten 51 ff. ein Artikel mit der Überschrift »Die Psycho-Okkult-Mafia - Vom Aufmarsch rechter Heilslehrer«. In diesem Artikel werden über mich mehrere unwahre Behauptungen aufgestellt:

1. Unter Berufung auf Informationen des Pfarrers Haack werde ich als Gründer einer als christlich auftretenden Kirchengemeinde bezeichnet. Diese Behauptung ist unwahr. Wahr ist, daß ich niemals eine christliche oder als christlich auftretende Kirchengemeinde gegründet habe.

2. Es wird behauptet, daß eine Rückfrage unter orthodoxen Christengruppen in der Bundesrepublik ergeben habe, daß weder meine Person, noch die Gemeinde, der ich angehöre, bekannt seien. Hierzu stelle ich fest, daß ich der katholisch-orthodoxen Kirche von Frankreich angehöre, die ihrerseits ein autonomes Glied der rumänisch-orthodoxen Kirche , Patriarchat von Bukarest, ist.

3. Es wird behauptet, daß im Zusammenhang mit einer Sammlung der Stiftung für internationale Nothilfe 1969 diese Stiftung von Einnahmen in Höhe von DM 162.000 nur knapp DM 6.000 an die »Dritte Welt« weitergereicht habe. In diesem Zusammenhang wird das Bayerische Innenministerium zitiert, *das »gegen das Geschäftsgebahren der Herren Osterhues und Petzold erhebliche Bedenken« anmeldet.

Von diesem internen Schreiben des Bayerischen Innenministeriums vom 14.10.1970 habe ich erst mit über 12-jähriger Verspätung Kenntnis erhalten. Auf Anfrage hat mir das Bayerische Innenministerium mit Schreiben vom 11.8.1983 bestätigt, daß es keinen Anlaß habe, »aus der Sicht des Sammlungsrechts Aktionen von Herrn Ulrich J. Osterhues und der Stiftung Internationale Nothilfe e.V. zu beanstanden« »

München, den 1. Juni 1984

U.J. Osterhues

Gegendarstellung

In der Juniausgabe von KONKRET (Heft 6) befindet sich auf den Seiten 51 ff. ein Artikel mit der Überschrift »Die Psycho-Okkult-Mafia - Vom Aufmarsch rechter Heilslehrer«. In diesem Artikel werden über die DAYTOP-Gesellschaft mehrere unwahre Behauptungen aufgestellt:

1. Es wird behauptet, daß DAYTOP in elf Häusern rund 10 Prozent aller Suchtkranken in Deutschland betreut, deren Therapie über Tagegeld-Pflegesätze von Sozialkassen und Landesversicherungsanstalten bezahlt wird. Diese Behauptung ist unwahr. Wahr ist, daß die Zahl der DAYTOP-Patienten nur einen Bruchteil der behaupteten »10 Prozent aller Suchtkranken« ausmacht.

2. Es wird behauptet, daß ein Dr. Hilarion Petzold in den DAYTOP-Kliniken die Rolle eines »Chef-Ideologen und Programmplaners« spielt. Diese Behauptung ist unwahr. Wahr ist, daß von Dr. Petzold keine Programm-Planung von DAYTOP stammt und daß von ihm auch keine erwähnenswerten Ideen für das DAYTOP-Konzept stammen.

3. Es wird behauptet, daß das DAYTOP-Konzept bei etwa gleicher Erfolgsquote »billiger als herkömmliche Verfahren« sei. Begründet wird dies u. a. damit, daß der »Aufwand an teueren Ärzten und Psychologen« gering sei. Diese Behauptung ist unwahr. Wahr ist, daß der ärztliche Aufwand bei DAYTOP den vergleichbarer anderer Drogeneinrichtungen übersteigt und auch der Gesamtaufwand an Ärzten und Psychologen dem Aufwand anderer Drogeneinrichtungen vergleichbar ist.
München, den 1. Juni 1984

U. J. Osterhues

DAYTOP-Gesellschaft

Konkret 07/84, S. 58

Hermann Peter Piwitt

Ich mag die Amerikaner nicht...

Hollywood führt längst auch in unserem Stammhirn Regie

»Diese ganze angloamerikanische psychische Versteppung!«

Rolf Dieter Brinkmann, »Rom Blicke«

Ich mag die Amerikaner nicht. Aber damit wären wir auch schon an Bord: Wieso *die Amerikaner?* Welchem Größenwahn erweisen wir im Sprachgebrauch die Ehre, wenn wir von den Bewohnern der Vereinigten Staaten als von *den Amerikanern* sprechen, so als zählten Mexikaner und Kolumbianer, Kanadier und Chilenen nicht? Und welche Liebedienerei legen wir selbst damit an den Tag? Ein Grund mehr, meine ich, uns selbst nicht zu mögen. Und *die Amerikaner* natürlich, versteht sich.

In Gemeinschaftskunde (so hieß das damals) lernte ein Heranwachsender Anfang der fünfziger Jahre. daß es *die* Franzosen, *die* Engländer, *die* Juden nicht gibt. Jeder Mensch sei ein einzelner, alle zwar ins Nichts geworfen, aber, eben, verschieden. Allenfalls was »typisch deutsch« war - Kartoffeln essen, Gesangsvereine und Massenmord nach Vorschrift -, glaubten wir zu wissen. Und verlangten, typisch deutsch, in einem größeren Ganzen aufzugehen, Europa. Es reichte zwar nun nur noch soweit, wie Boden und Fabriken in Privathand geblieben waren, von der Elbe bis zu den Affen von Gibraltar; aber östlich davon, was blieb da auch schon noch groß? Die Polacken, die Mongolen, die Sachsen, bestenfalls...

Daß es »gute« und »böse«, leidliche und unleidliche Nationen von Natur und Rasse aus nicht gab, für ein durch Nationalsozialismus und Rassismus verseuchtes Volk war das als Erkenntnis damals gewiß besser als gar nichts. Aber wenn (grübel, grübel) nicht von Natur und Rasse aus, so doch vielleicht von Geschichte aus? Warum zum Beispiel konnte der Faschismus zur Herrschaft gelangen gerade in den beiden imperialistischen Staaten, für die sich der 1. Weltkrieg nicht bezahlt gemacht hatte: Deutschland und Italien? Verspätete Nationen noch dazu, beide, Jahrgang 71, und die Keller voller Reichsträume, also angeborene Profilneurose schon mal sowieso?

Es gibt und gab auch verspätete Gesellschaften. Verspätet von Anfang an. Mit allen entsprechenden schlimmen Konsequenzen. Gegenwärtigen wie drohenden.

Ich meine die USA.

Die USA und *verspätet? Ju*stament die USA, die uns aus der hausgemachten Barbarei der Nazis in die Zivilisation zurückhalfen? Waren es nicht Angloamerikaner, die uns Common sense lehrten, wo bis dahin die Kameradschaft marschierender und tretender Stiefel geherrscht hatte? Alles klar. Wie wir Kennedy zugejubelt haben, in Frankfurt, 63, wie wir noch Konfetti kaufen gingen in der Drogerie nebenan, und wie die bunten Papierplättchen dann nicht hinüberfliegen wollten bis in die Mitte der Straße, wo er klein, zum Knuddeln, im offenen Wagen stand, ich erinnere mich gut.

Kennedy, das bedeutete, nach den alten Nazi-Studienräten der fünfziger Jahre, ganz einfach schon mal: Modernität. Aber die Schweinebucht? Der Tongking-Zwischenfall? Nun denn, warum sollten wohl Zwanzigjährige 1961 weniger gutgläubig gewesen sein als Gleichaltrige heute, die da ganz sicher sind, der Abschuß der KAL 007 bei Sachalin sei *nicht* das Ende einer Testfahrt gewesen?

Immer bis heute, ist es den Meistern aus Hollywood und östlich davon gelungen, der Welt ein geschlossenes Illusionstheater voller Freiheitsliebe und Gerechtigkeitsdurst, Modernität und swingender hemdsärmeliger Lebensfreude als ureigene angloamerikanische Wirklichkeit zu verkaufen, mit allen der Natur selbst innewohnenden tragischen Widersprüchen, natürlich, versteht sich.

Nicht jeder fiel im Lauf der Geschichte darauf herein. Nicht einmal auf das, was gerade Kommunisten heute noch gern als das »andere«, das »gute« Amerika rein aufbewahrt und abgehoben wissen möchten. In einem Brief aus dem Jahr 1886 schreibt Engels: »Die (Arbeiter)bewegung steht in Amerika (sieh da, auch er !*)* da, wo sie bei uns 48 stand.« Denn: » ... die Amerikaner sind aus historischen Gründen in allen theoretischen Dingen weit zurück, haben zwar keine mittelalterlichen Institutionen aus Europa herübergenommen, wohl aber Massen mittelalterlicher Traditionen, Religion, englisches gemeines (feudales) Recht, Aberglauben, Spiritismus, kurz allen Blödsinn ... «

»Die Amerikaner«, sagt Engels, und er meint damit nicht nur die Massen von Paupers, sondern auch die Plantagen-, Minen- und Fabrikbesitzer. Was jene von diesen trennte, ihm war es klar: die fehlende Verfügung über die Werte - die Farmen, die Maschinen, die Güter -, die sie erarbeiteten. Weniger klar war's den meisten angloamerikanischen Arbeiterführern: Die Geschichte der nordamerikanischen Sozialbewegung und Streiks ist eine Geschichte von Märtyrern und Massakern. Streikende, Hungernde wurden zusammengeschossen von Privatarmeen und Militär alle paar Jahre bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein. Proleten von der vereinigten freien Presse gehetzt und von gekaufter Justiz,

bestochenen Zeugen an den Galgen gebracht. Nur Kosaken, nur deutsche Reichswehr haben schlimmer gehaust, punktuell. Kein Wunder, denn der Gegner, mit dem sie es in Europa zu tun hatten, war schließlich auf Umsturz aus, und dabei nicht selten selbst bewaffnet.

Die angloamerikanischen Arbeiterführer dagegen, worum ging es ihnen? Um »Arbeit«, um »ordentliche Löhne«, ein Stück Boden für jeden. Revolution? Gompers, Führer der »American Federation of Labourso, 1903 an einen imaginären Sozialisten: »Ich sage dir hiermit, daß ich nicht nur eure Philosophie, sondern eure gesamte Lehre ablehne. Ökonomisch geht ihr in die Irre, sozial liegt ihr falsch, und industriell seid ihr eine Unmöglichkeit. « Daß man, gut angelsächsisch, praktisch veranlagt, gegen Theorie sei und in erster Linie von heut auf morgen sorge - man hielt sich was darauf zugute. Und so sind denn die USA, das reichste Land der Erde, nach den größten Opfern von Schwarzen, Indianern und Proleten, bis heute das Land der Suppenküchen für Millionen Hungernde geblieben.

Warum? Ich denke, weil das, was Paupers von Fabrikherrn, Hobos von Großfarmern, Liberale von Republikanern trennte, immer eine geringere Rolle gespielt hat als das, was sie vereinte: der Glaube an das gelobte Land, das jedem die gleiche Chance gibt, wenn nur das Leben es nicht so schlecht meinte mit einem, und die Reichen hätten ein gütigeres Herz. Vereint träumten und räumten sie den alten Uncle-Tom-Traum, wonach Täter und Opfer durch forciertes Gutsein und christliche Nachsicht sich letztlich versöhnen, soziale Widersprüche in Tränen sich auflösen lassen. Vereint durch den Duck-Traum, wonach es gutherzige verschlafene Pechvögel und clevere Leute, die das Geld zusammenhalten, halt geben muß, von Natur aus - mag Donald auch hundertmal das Leben seines Onkels retten und dessen Wohlstand, allen ersichtlich, ins Fantastillionenfache mehren. Ihre religiösen Sekten und Kirchen zählen nach Tausenden; und jede will »the first« oder »the greater« sein. Kreuzzüge am laufenden Band haben sie gestartet: Roosevelts »New Deal«. Kennedys »New Frontier«. Der weiße Ritter Carter. Die »grüne Revolution«. Die Institution Jugend muß für den Eindruck herhalten, daß ein totenstarres System immer wieder in allen Leichenfarben sprüht: und der Mythos der »frontier« dafür, daß es allemal noch einen Ausweg gibt, auf dem man es per Trip oder Truck packen könnte.

Wie schrieb Engels? Kurz, der ganze mittelalterliche Blödsinn.

Daß er sich - im modernsten Aufputz und immer auf dem letzten Stand der Technik - so ungehindert hatte ausbreiten können zu einer Zeit, als die imperialistischen Staaten Europas längst an ihre Frontiers gestoßen waren: ob's das entscheidende Pech für die ganze Menschheit war, wird sich erweisen. Ein Glück für seine Nutznießer war's bestimmt: Die Größe des Landes, die extrem hohen Profite, die sie aus Sklaven, Landarbeitern und Proleten herausschlugen, erlauben ihnen bis heute, auf allen Dummheiten der alten Welt ungeschoren weiter zu bestehen.

Sie hatten keinen Hitler gebraucht, gewiß. Aber warum auch, bei einer Arbeiterbewegung, die auf sozialistischen Umsturz gar nicht aus war?

Sie haben auch keine Kolonien gebraucht. Ihre Kolonien reichten von New York bis San Francisco, vom Rio Grande bis an die kanadische Grenze. Das Eingeborenenproblem haben sie so endgültig wie kein anderer Kolonialstaat gelöst. Und als ihnen das nicht reichte, »kolonialisierten« sie nicht etwa Nicaragua, Kuba, Puerto Rico und die Philippinen. sie »befreiten« sie, getreu der Devise des alten Joseph Chamberlain: »Dernocracy wants imperialism and social reform.« Was soviel heißt wie: sich von einem Teil der sozialen Probleme im eigenen Land entlasten, indem man sie in den unterworfenen anrichtet. Zwar, in Detroit litten 1983 mittlerweile wieder mal Hunderttausende Hunger. Aber, gottlob, es gibt auch, zur rechten Zeit, ein nationales Feindbild, das »Reich des Bösen«, die Sowjetunion; und da heißt's für Pauper und Banker wieder zur Volksgemeinschaft zusammenrücken. Die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften sind heute niedrig wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Und der Rest sieht danach aus: Arbeiterführer Lane Kirkland: »Wir sind alle am Werk des Herrn tätig: sie (die Unternehmer) auf ihre Weise - wir auf unsere. «

Am 1. Mai 1886 schossen in Chicago Polizisten in eine Streikversammlung, töteten einen Arbeiter und verletzten viele. Am 5. Mai gab es auf einem Fabrikgelände in Milwaukee zehn Tote durch schießendes Militär. Einen Tag davor explodierte auf dem Chicagoer Haymarket eine Bombe unter vorrückenden Polizisten, tötete sieben und verletzte siebzig. Von den acht Gewerkschaftern, die daraufhin der Tat angeklagt wurden, wurden, hübsch paritätisch, sieben gehängt. 1893 mußte der Gouverneur von Illinois zugeben, daß der Prozeß eine Farce gewesen sei. Zur Erinnerung an die Mai-Ereignisse von 1886 feiern Gewerkschaften in aller Welt seitdem den »Tag der Arbeit«.

Auf der 1. Mai-Feier der ARD unter dem Titel »Deutschland - Deine Lieder«, mit Gotthilf Fischer, Deutschlands Aldi-Elly Ney, kündigte der Moderator einen der Gäste so an: »Direkt nach Stuttgart geflogen und in die Hanns-Martin-Schleyer-Halle gedüst, aus 'Dallas': Afton Cooper alias Audrey Landers mit dem Lied vom 'Heideröslein'.«

Sie sind gelehrige Schüler gewesen, die Deutschen, das muß man ihnen lassen. Und was immer sie nach dem Krieg hätten dazulernen können, es wäre allemal besser gewesen als das, was die meisten von ihnen in den zwölf Jahren davor in Ehren gehalten hatten. »Ami-Kultur«? Mit welchen Argumenten hätten Deutsche wohl Schutzzölle dagegen erheben sollen?

Gemach, es gab schon welche: sechzig Prozent der Stimmberechtigten in Hessen sprachen sich nach dem Krieg für die Vergesellschaftung der Schwer- und Grundstoffindustrie aus; die Militärbehörden kassierten den entsprechenden Artikel in der hessischen Verfassung und drohten Entzug der Lebensmittelkarten den Gewerkschaftsführern an, die jetzt noch nicht Ruhe gaben.

Der Versuch, an die sozialen Avantgarden von vor Hitler wieder anzuknüpfen, wurde gestoppt. Und Uncle Sam, des Kapitalismus verspätetes Kind - in den Weiten zwischen Atlantik und Pazifik zu ungeahnten Kräften gekommen -, konnte sich in Ruhe ans Beatmen seiner auf den Tod lädierten europäischen Verwandtschaft machen. Entgegen kam ihm, in Westdeutschland, dabei so manches, was nicht zuletzt mit und durch die Nazis überlebt hatte. Sie hatten zwar die »jüdische Plutokratie« bekämpft; aber - wie Gerhard Schäfer in seinem Buch »Das gespaltene Bewußtsein« dokumentiert - standhaft blieben sie in ihrem geheimen Faible für die schnörkellose Modernität des »american way of life«, für den Rythmus seiner Maschinen, für den »weißen« Jazz seiner Tanzmusik und die kesse Dekadenz der »upper ten«, wo ihnen selbst Dekadenz nur in Todeskulten gelang. Und nun die fünfziger Jahre: mal ehrlich, der moralische Rigorismus der Arbeiterbewegung, die wenigen unverdächtigen Reste wertkonservativer Anspruchskultur - sah das nicht echt alt aus verglichen mit der flockigen Art, in der nun Burt Lancaster die Comtessen am mexikanischen Hof Kaiser Maximilians anmachte? Die Füße auf den Tisch legen, acht Eier aus der Küche bestellen und auf etwaige Fragen hin die Zigarre mit den Zähnen zeigen -, wenn darin nicht die Lösung lag, worin dann?

Es gibt drei Wege, Eroberungen zu sichern, spottete einst der alte Karl Julius Weber in seinem »Lachenden Demokrit«: »Die Eroberten alle erschlagen und das Land als Viehweiden verwenden. Besatzungen mit Übermacht. Oder den Segen der Kultur bringen. « Amerikaner wählten nach dem Krieg den dritten Weg. Fast fünf Prozent der Marshall-Plan-Hilfe schickten sie in Form von Filmen über den Großen Teich. Ein Musterländle, eine ständige Leistungsschau der USA an der Grenze zum Reich des Bösen - die Deutschen darauf einzustimmen, dazu dienten sie. Auf ihrem Zelluloid siegten nicht mehr Hitlers Soldaten, aber doch Weiße immerhin. Und wenn sie starben (weil sie vorher zuviel von zu Hause gesprochen hatten), dann groß und einsam und mit dem Wort »Scheißkrieg«! zwischen den Zähnen, und vor allem: nie ohne Indianer und Japse in Massen mitgenommen zu haben. Und warum hätte das Deutschen wohl *nicht* passen sollen?

Aber was ist mit uns, sieht's bei uns soviel anders aus, bei uns Linken, Nonkonformisten im Zweifelsfall? Die erste Tafel Schokolade unseres Lebens aus einem unverschlossenen US-Jeep. Mit Elvis ging's gegen die Spießer. Mit Jimmy Morrison gegen die Väter. Und nun schon, manchmal, rockt, »angetörnt von Shit«, ein Mike Müller gegen »amerikanischen Kulturimperialismus«...

Ich habe den Verdacht, wir beziehen mittlerweile aus den USA nicht nur das, was uns fertigmacht, zum Beispiel die Pershings, sondern auch noch die jämmerlichen Mittel dagegen. In seinem Buch »Liebe Sexualität und Tod. Amerika und die Frau« erzählt Leslie A. Fiedler von den jungen Amerikanern, die wie Huckleberry Finn und Tom Sawyer immer auf der Flucht sind vor den weiblichen Symbolen der »Civilization«, der Tante Polly und der Tante Sally und dem blonden tugendhaften Mädchen von nebenan, in Trucks, on the road auf der Suche nach der unschuldigen Natur, bzw. ihrem Super-Ego, der Jungfrau-Mutter ihrer Wahl. Für Fiedler sind sie alle Nachkommen von Coopers Natty Bumpoo, »immer vor dem letzten Horizont einer ins Unendliche zurückweichenden Vision von Unschuld«, der Frontier. Aber kein angloamerikanisches Muster scheint so abgelutscht zu sein, als daß deutsche Filmemacher es sich nicht auch noch reinzögen. Und so sind sie denn allemal wieder auch bei uns unterwegs, die einsamen jungen Männer im Truck, wortkarg einer fernen Frontier entgegenfahrend, auf Autobahnen und Highways, demnächst auch in Ihrem Theater, »im Lauf der Zeit«...

Immerwache bourgeoise Gefühlsvergangenheit im Aufputz US-amerikanischer Modernität: Wer ist schon frei davon? Dieser Tage las ich Peter Weiss' »Fluchtpunkt« wieder und war überrascht darüber, was für ein hochpolitisches Buch das ist. Seinerzeit in den sechziger Jahren hatte ich es mit völlig anderen Augen gelesen: unter dem Eindruck von Kerouacs »On the road«.

Was ich meine, ist die allgegenwärtige Kolonialisierung der Wahrnehmung, des Gefühls. Die überall zur vermeintlich puren Natur herunterkolonialisierte Sinnlichkeit der Bourgeoisie, in und außer uns, unter dem attraktiven ökonomischen Druck von deren augenblicklich stärkster Nation: den USA.

»Gefühlsverlogene Liebesszenen im Film, die bei uns helles Gelächter erregen, erzeugen dort bei den hartgesottensten Männern Tränenströme.« Solche Unterschiede des Realitätssinns, der Sinnlichkeit konstatierte noch 1929 Ernst Toller auf seiner Amerika-Reise. Heute braucht sich kein Filmverleiher mehr deswegen Sorgen zu machen: Längst führt Hollywood auch in unserem Stammhirn Regie.

Askese also, bei Elvis und Morrison, Cooper (Gary) und Bogart, Hitchcock und John Ford, Denver und Dallas, Henry Miller und Bukowski? Ob das noch hilft? Ich fürchte, selbst dann, wenn wir über all die vielen kaputten Typen und Filme nur noch witzeln können, halten sie uns noch besetzt. »Kulturimperialismus« schreien wir, wenn in den Slums der Erde die

Cartwrights und Ewirigs über die Scheibe flimmern. Aber was lassen wir mit uns selbst anstellen, daß wir einfach nicht aufhören können, über Dallas und Woody Allen zu lachen? Was ist zum Lachen an Allen? Daß da an einem Komiker zwischen Kopf und Schwanz nichts ist?

Jedes Lied von Zarah Leander und Lale Andersen versöhnte seinerzeit den Bürger ein bißchen mit Nazis und Krieg - soweit er nicht sowieso d'accord damit war. Wirkt Rockmusik anders, voll wie sie ist von On-the-road und I-wanna-be-free-Muff, all den Mythen von Lonely riders, Trips und unwahrscheinlich starken Untergängen? Ich fürchte, es gibt nicht viele Rocknummern, die übers Gefühl nicht immer auch ein bißchen versöhnen mit Wallstreet und Pentagon, CIA und United Brands, del Monte und ITT.

Vor Jahren ging einmal durch die Presse, daß in China Beethoven nicht gespielt werden dürfe. Ich mag Beethovens (Kammer)musik. Viel vom längst verratenen Menschheitstraum des Bürgertums gibt es darin aus 150 Jahren Entfernung zu besichtigen. Aber sie hatten schon recht, die Chinesen; denn wie sollten sie sich der eigenen »roots« wohl vergewissern, solange die Gefühlswelt der Weißen, der Kolonisatoren, noch in der Seele zieht?

Was ist mit unseren »roots«?

Ich mag sie nicht, »die Amerikaner«. Ja, wenn sie ein paar Nummern kleiner und schüchterner wären, da wären sie great. Aber so? Keine Möge. Und wenn ich mir noch sooft am Tag wiederhole, daß sie uns schließlich von den Nazis befreit haben. Und auch, daß es in jedem Volk eine Ausbeuter- und eine ausgebeutete Klasse gibt - auch dieses Argument: geschenkt. Denn genauso wahr ist, daß Nationen so massiv unter die Räder (ihrer Bourgeoisie) geraten können, daß sie zur Klasse für sich werden. So eine Klasse-Nation war Deutschland im Dritten Reich. Und die USA - dem Zustand ihrer Gewerkschaften, ihrer Liberalen nach - sind drauf und dran eine zu werden. Kapitalismus als Nationalgefühl. Ihre Multis, ihre Geheimdienste, ihre Söldner richten die übrige Welt täglich nach ihren Interessen, ihrem Bilde zu und machen uns zum Komplizen. Die dort das Sagen haben, politisch, ökonomisch, kulturell - sie haben einem hübschen Haufen Völker die Identität genommen, das heißt, die Kraft, sich selbst zu helfen. Sie haben aber auch über die eigene Identität und die ihres Landes immer nur Mystifikationen verbreitet: Das Ludlow-Massaker, das Massaker von Everett, das Memorial-day-Massaker? Harriett Tubman, John Brown, Tom Mooney, Sacco und Vanzetti, Joe Hill? (All die Namen und Ereignisse, die eben in der Hamburger Ausstellung »Das andere Amerika« sowie in dem heißen Band gleichen Titels bei Elefanten Press gesammelt sind?) Wenn es überhaupt je Filme darüber gab, unser Fernsehen erreichten sie kaum.

Und unsereins? Kennt natürlich die soundsovielte Version davon, wie die Earps die Clantons umbrachten; inklusive Dutzende von andern kleinunternehmerischen Sozialfällen in Sachen Gerechtigkeit, die immer noch mal kurz was in Tombstone zu erledigen haben, bevor sie die reine angelsächsische Jungfrau in die Arme schließen. Aber Johann Gottfried Seume in Amerika? Die »Räuber«-Bewegung im Rheinland nach der Französischen Revolution? Die Aufstände in Hamburg und Sachsen? Der Spartacus-Aufstand? Erich Mühsam, Toller, Franz Jung?

Am unersättlichsten, sagt mir eben um vier Uhr nachts mein »Kulmbacher«, am unersättlichsten ist immer die Scheiße, die aus der Hand frißt. Und Völker, die ihre Erinnerung verloren haben, kannst du sowieso schon mal vergessen. Wie die USA. Und uns. -Wahr gesprochen, Stranger.

Konkret 07/84, S. 62

Rüdiger Schaper

Endspiel

Die Kasse leer, das Publikum weg: Der Sog ist stark für die Freien und Alternativen Theatergruppen - in die Institutionen oder ins Nichts

B: Apropos, wovon leben Sie, die ganze Zeit? Sie müssen ausgehungert sein?

A: Es liegt immer etwas herum.

B: Eßbares?

A: Manchmal.

B: Warum hören Sie nicht einfach auf.... zu leben?

(Aus: Samuel Beckett, Bruchstück 1)

I.

Wenn die Großväter erzählen, wird es aufregend im Theater. Die Saison 83/84 ist abgespielt, das Theatertreffen in Berlin, die Leistungsschau der deutschsprachigen (DDR-Bühnen ausgenommen) dramatischen Industrie, überstanden. Was bleibt? George Tabori feierte seinen 70. Geburtstag. Glückwunsch nachträglich und ein langes Leben: Es waren die alten Schauspieler, die am Ende eines unverdächtigen Marschs durch die Institution Staatstheater aus dem Innern der großen Bäuche zu erzählen hatten - Peter Lühr und Thomas Holzmann in Taboris/Becketts »Warten auf Godot«, Traugott Buhre und Bernhard Minetti in Thomas Bernhards »Der Schein trügt«, inszeniert von Peymann; 1986 wird der Raubritter im Nadelstreif als Burg-Herr in Wien einziehen, Bochum verlassen.

Freie Gruppen waren auch auf dem Treffen, am Rande. Die Outlaws, so scheint es, haben ihre Schuldigkeit als Eintänzer getan. In dem Maße, wie die an die großen Häuser gebundenen Schauspieler (die Siebzigjährigen machen es den Jüngeren vor) dort ihre Spiel-Freude, ihren Gestenreichtum neu entdecken können und ausstellen in ihren Rollen, in dem Maße wird freies Theater zum Mythos.

Tabori an den Münchner Kammerspielen, am Schauspielhaus Bochum, demnächst an der Berliner Schaubühne, heißt das der Freiheit eine Gasse im Establishment? Schauspieler berichten von der »anderen Erfahrung«, die sie in der Arbeit mit Tabori machen. Sie beschreiben ein professionelles, perfektionistisches Theater mit menschlichem Gesicht. Eines der letzten Stücke, das die Tabori-Gruppe außerhalb produziert hat, war Enzensbergers »Untergang der Titanic«. Die freie Existenz, sagt Tabori, sei länger nicht zu finanzieren gewesen. Tabori und seine Leute saßen beim Schiffbruch in der Luxusklasse. Nicht so potenten freien Theaterproduzenten sind von den Kulturpolitikern die Hände abgehackt worden beim Versuch, eine rettende Planke zu erreichen. Der Sog ist stark - in die Institutionen oder ins Nichts.

»Freie Gruppe ist ein merkwürdiger Ausdruck. Nur weil sie kein Geld haben?« fragt der Untergeher Tabori. Schon reizen die Staats- und Stadttheater, vergleichsweise Großunternehmen mit bis zu tausend Beschäftigten, nicht mehr zur Widerrede. Bob Wilson, Heiner Müller, Kroetz realisieren ihre aktuellen Arbeiten mittels der hochtechnisierten Apparate. »auftritt friedrich der große in modell berlin und preußischer landschaft, 40 soldaten von rechts, knien, feuern, fallen«, Regieanweisung aus »the CIVIL warS« von Wilson, Schauspiel Köln.

II.

Dialog mit einem Taxifahrer in der Hauptstadt der DDR. »Zur Freien Volksbühne bitte« - »Wieso frei? Volks-Bühne genügt.(~ - Wenn nicht »frei« wie Freies Schauspiel München, Freie Theateranstalt Berlin, benennen sich die Off-Theater programmatisch-funktional. *Theatermanufaktur. Theaterschmiede, Werkstatt-Theater.* Und: Zentrifuge, T*anzfabrik, Theaterhof* Priessenthal. Beschreibt man die Misere der freien Theater, kommt man an den (alternativen) Firmenschildern *nicht* vorbei. Sie verweisen auf die überkommenen Produktionsformen dieser Theater. Es ist ein alter Kalauer, aber man fragt sich doch, wann endlich die Theatermanufaktur ihren Spielbetrieb auf das Industriezeitalter umstellt? Es muß grotesk und niedlich wirken, wenn »Henry Ford oder Das große Gesetz«, eine Produktion der Theatermanufaktur für die Ruhrfestspiele in Recklinghausen, mit Kulissen und Requisisten aus Holz, Tuch und Pappe ausgestattet wird. Umgekehrt muß ein mit Videoschirmen und Weill-Noten vom Synthesizer in Paris produziertes »Mahagonny« den Brecht nicht unbedingt gekonnt verändern.

In den Zentren arbeiten freie Gruppen fast ausschließlich in Fabriketagen. Wo das Kleingewerbe im zweiten, dritten Hinterhof verschwunden ist, haben sich Theaterkollektive angesiedelt. Das hat Gründe im Ökonomischen: solche Etagen sind (relativ) billig anzumieten, stehen, als Wohnraum nicht vermietbar, leer. Gleichzeitig sind sie nur schwer dem

Publikum als Spielstätten zu vermitteln, und die Theater müssen sich dem genius loci unterordnen, ihre Stücke nach der vorgefundenen Architektur (tragende Säulen im Raum, niedrige Decken) einrichten. Ein Blick in die Kassenbücher, soweit vorhanden, zeigt, die Nachfolger der einst unrentabel gewordenen Familienunternehmen sind selbst, trotz beträchtlicher Bereitschaft zur Selbstausbeutung, mit dem Gedanken an einen Konkurs vertraut. Sie halten sich mit Workshops (Drei Wochen Grotowski-Intensivkurs ist wie Rom in drei Tagen) sowie theaterfremden Jobs am Leben. Das zeitigt allemal Konsequenzen für die Qualität der Inszenierungen, wenn schon die Probenarbeit behindert wird, weil ein Schauspieler in der Kneipe arbeiten muß.

Das Publikum bezahlt - wofür? Nichts scheint es so hoch zu schätzen wie das Unprofessionelle, das den Schulterschluß mit den Theatermachern erlaubt, die nachahmlich vorturnen, wie einfach Theater - unter vorgestrigen Produktionsbedingungen - geht. Theater zum Anpacken und Ablachen, wie das auf neudeutsch heißt. In den Vorstellungen sitzt genau das Publikum, das in den reichlich angebotenen Workshops dem Gespenst der kreativen Selbsterfahrung nachjagt. Kriterien für die Kunstarbeit existieren nur in szenekonformen Verflachungen. Artaud, Grotowski, Strasberg, Commedia dell'arte, Pantomimetraditionen werden in Mogelpackungen unters Volk gebracht.

Politisches Theater? Zurückentwickelt hat sich in den Hinterhöfen eine hilflose Ästhetik des alltäglichen Schreckens. Neue Prozesse, wie Peter Weiss sie in seinem letzten Theaterstück (nach Franz Kafka) verhandelt und verlangt, werden schon mangels schauspielerischer Kompetenz auf dem Spielfeld der Freien nicht angestrengt. Das Denken wird zunehmend jenen Dramaturgen und Regisseuren überlassen, die dafür (gut) bezahlt werden, den einst verachteten, nun beneideten höheren Orts engagierten Kollegen.

III.

West-Berlin galt einmal als das Mekka freier Theaterarbeit. Glaubt man der Tourismus-Anwerbung des Senats (»Berlin tut gut«), ist es das immer noch. Man muß selbst sehen, welche Szenen von Furcht und Elend sich im Weichbild der Theaterlandschaft abspielen. Jene Theater, die mit sozialem Engagement begonnen haben, in Opposition zu den fremdbestimmten Repertoire-Supermärkten, entwickeln sich selbst zum Sozialfall.

Die Szene spielt sich ab in einem Nachbarschaftsladen, einer alternativen Adresse - kostenlose wie ungeeignete Auftrittsmöglichkeit für die Gruppe, die hier Texte von Fassbinder vortragen möchte: Drei vom Theater sitzen zwei Zuschauern gegenüber. Sprachlos die Besucher, man fühlt sich beobachtet, während doch der Fassbinder-Epigon und seine Assistenten im Licht einer Schreibtischleuchte stehen und Verse töten. Wozu haben sie Kritiker eingeladen?

Szenenwechsel. In der alten Schaubühne jetzt, wo die Theatermanufaktur im Handstreich eine Spielstätte genommen hat. Der Senat bezahlt die Hauskosten, eine gute halbe Million im Jahr, mit der Maßgabe, daß in der halben Spielzeit die Bühne anderen Gruppen zur Verfügung steht. Hunderte drängen sich zur Premiere des Transform-Theaters in der Eingangshalle. Selbstverwaltung ist Glücksache, weder die Manufaktur noch die gastierende Truppe vermag den Zuschauerstrom rechtzeitig ins Theater zu leiten. Mißtrauen und Intrigen sind angesagt, seitdem sich Berlins freie Theater das Haus streitig machen - müssen, mangels Spielstätten. (Ein Auftritt in der Akademie der Künste kostet gut zweitausend Mark am Abend, Herr Präsident Grass!)

Dekorationswechsel am Halleschen Ufer. Eine ehemalige Volkshochschulgruppe spielt ein englisches Stück. Albee, Wesker, Pinter und Nachkommen, Autoren mit Konvention gewordener neuer Dramaturgie, sind zur Zeit bei den freien Theatern in Mode. Sieben Zuschauer (Platzausnutzung zwei Prozent) warten, daß es beginnt. Der Regisseur hält Rücksprache mit seinen Darstellern, dann mit dem Publikum. Ausfälle haben im Bereich des freien Theaters schon fast nichts mehr Erschreckendes. Enervierender sind Vorstellungen, die der leeren Abendkasse trotzen. Grotowski, eines der Über-Ichs der Freien, hat sein »armes Theater« so nicht verstanden.

Oder das Beispiel Frankfurt. Die freien Gruppen der Stadt mit dem höchsten Kulturbudget aller westdeutschen Kommunen, zwölf Prozent des städtischen Haushalts, fühlten sich schon in der Vergangenheit vom Theater am Turm (TAT) verschaukelt. Der angekündigte Wechsel in der TAT-Leitung von Peter Hahn zu Christoph Vitali kommt der endgültigen Abschaffung des TAT als formal unabhängige Produktionsstätte für freies (Tanz-)Theater gleich. Vitali ist Verwaltungsdirektor der städtischen Bühnen und soll es bleiben, das TAT wird zu einer Dependence des Schauspiels und der Oper.

IV.

Unabhängiges Theater anderswo verzichtet auf den Etikettenschwindel mit der Freiheit, weiß aber notfalls auch mit großen Geldgeschenken umzuspringen. Frankreichs Theâtre du Soleil verschlang Millionen aus der Staatskasse, ohne daß die Cartoucherie in Tschechow und Beton erstarrte. Dario Fo ist unbezahlbar, die Abendgage für Franca Rame und den Anarchisten geht ins Fünfstellige. Das zeigt in jeder Hinsicht den Klassenunterschied zu jenen Bühnenmalochern deutscher Provenienz, deren theatralischer Aktionsradius so beschränkt ist wie ihre finanziellen Mittel. Spitzwegs Poet in seiner

Armut machte, zweifellos, biedere Verse.

Konkret 07/84, S. 64

Adolf Dresen

Dissens möglich

Die subventionierten Stadttheater sind nicht mehr darauf angewiesen, sich auf einem Markt zu behaupten, gegen andere zu konkurrieren oder ein Publikum zu erobern. Sie unterliegen nur noch dem Zwang, ihre Millionen-Etats kleinkriegen zu müssen, ohne sie verpulvern zu dürfen. - So Wolfgang Pohrt in KONKRET 5/84. Adolf Dresen, Direktor des Schauspiels Frankfurt, schickte eine Antwort

Lieber Herr Pohrt,

ich habe Ihren Artikel gelesen, finde vieles ganz richtig, eines aber nicht. Es ist schon sonderbar, daß Sie als Ausweg aus der Misere, als »vernunftstiftende Grenze«, als Realitätsprinzip den *Markt* sehen. Man kann ebenso behaupten, daß der Markt Realität *verhindert.* Kunst als Ware jedenfalls ist ein Unbegriff, nicht einmal zu fassen mit dem Widerspruch von Tausch- und Gebrauchswert. Die Verzerrungen durch den Markt sind nicht weniger schlimm als die von Ihnen beschriebenen. Hollywood z.B. galt Brecht als der »Markt, wo Lügen verkauft werden«.

Sie wollen, daß das Publikum wieder über Theater mitentscheiden soll. Dann dürfen Sie nicht nach dem Markt rufen, der Markt zerstört das Publikum. Die typische Scheidung des Markts nach Konsument/ Produzent ist für alle Kunst unannehmbar - immer macht da das Produzieren auch Spaß und das Konsumieren auch Mühe, fordert den aktiven Teilnehmer. Brechts Revolution gegen das »Kulinarische Theater« richtete sich gegen den Konsumentenstandpunkt des Zuschauers, d.h. gegen Theater als Ware, und wenn er außer einer besseren Schauspielkunst auch eine »Zuschaukunst« forderte, so stellte er eben dadurch ein Manko fest. Theater unmittelbar für das Publikum, wie vielleicht zur Shakespearezeit, gibt es in keiner entwickelten Warengesellschaft, auch nicht in England und Amerika, wo der Marktdruck vieles aus den Akteuren herauspreßt. Das gut verkaufbare ist längst nicht mehr das gute Theater.

Die Subventionierung ist eine notwendige Bedingung der Pathologie eines Stadttheaters, keineswegs aber eine hinreichende. Zunächst: was will der Subventionsgeber überhaupt für sein Geld? In Deutschland waren die Bühnen immer eine Art Missionarsposten, kulturelle Zwingburgen, sie brachten Kultur immer gemischt mit Repression. Von Gottsched über Schiller bis zur neuesten Kritik mußte Theater in Deutschland sich immer gegen den Vorwurf verteidigen, - Amüsement zu sein. Amüsement war verächtlich. Von der alten Horaz'schen Ästhetik des prodesse et delectare (Nützen und Erfreuen), die das Bürgertum sich früh zu eigen machte, verreckte in Deutschland immer das delectare. Unterhaltsamkeit und Realismus - das war nie deutsche Stärke, vermutlich, weil beides niedrige Züge der Kultur sind. »Ich bin der Gott der Niedrigkeit/Der Gaumen und der Hoden/Denn das Glück, das liegt nun einmal, tut mir leid/ziemlich niedrig am Boden«, hatte Brecht sehr undeutsch gesungen. In Deutschland war Kultur immer von oben nach unten, hatte wenig Plebejisches, wenig Erde. Der Harlekin konnte nur in Deutschland verbrannt werden.

Dieser Zug ist heute keineswegs verschwunden. Der Bierernst und die Gravität, mit denen das Heute wieder daherkommt - altes deutsches Erbe. Brecht sprach einmal von Einschüchterung durch Klassizität. Die Einschüchterung ist geblieben, oft nun mittels Modernität. Soviel Kaisers neue Kleider wie hier gibt es nirgendwo. Nicht, daß ein Auftrag des Subventionsgebers existierte, das Publikum kirre zu machen. Die kommunalen Verwaltungen sind sich in ihrer negativen Meinung über das Theater mit dem Publikum oft auf fatale Weise einig. Es ist die alte repressive Struktur, die sich da durchsetzt.

In Westdeutschland ist Mitte der 60er Jahre eine neue Theatergeneration angetreten, die sich zum Teil aus dem oppositionellen Studententheater rekrutierte. Sie trat an gegen die alten Intendantentheater, gegen die in Trägheit erstarrten Theatermaschinen, gegen die Erfolgsgeneration der Bundesrepublik, die Väter, gegen die politische Erstarrung, die Mitscherlich als »Unfähigkeit zu trauern« beschrieben hat. Aus dieser Opposition bezog sie ihre integrative, ensemblebildende Kraft - ja manchmal schien es umgekehrt: um ein Ensemble zu integrieren, zu motivieren, war Opposition ein geeignetes Mittel, und der Feind wurde notfalls an den Haaren herbeigezogen. Dennoch kann man von einem linken Aufbruch sprechen. Er dauerte etwa zehn Jahre, dann waren die ehemaligen Kritiker die Chefs. Der Impetus war verflogen. Was vorher gesellschaftskritische Substanz gewesen war, wurde zu einem leeren Avantgardismus. Gab es vorher eine Gemeinsamkeit des Angriffs, so verschwand diese nun in der gegenseitigen Konkurrenz - jeder mußte nun originell sein, und Originalität trennt. Der Aufbruch dieser Generation war nur unterm Dach von Subventionen möglich, er brauchte die Autonomie vom Publikum. Er artikulierte sich als »Publikumsbeschimpfung«, ging aber über die Köpfe der Zuschauer hinweg.

Schützenhilfe leistete damals ein Teil der Presse, sogar in bewußtem Affront gegen das Publikum. Welche Rolle immer die Kritik im marktbestimmten Theater spielt - nur im Subventionstheater ist ein Dauerdissens von Kritik und Publikum möglich, können Kritik und Publikum nach verschiedenen Seiten zerren. Das geschah in der Bundesrepublik. Die Bundesrepublik hat, wie die DDR, sehr viele Theater. Was die fehlende Metropole und der kulturpolitische Föderalismus nicht leisten, nämlich die Theater aufeinander zu beziehen, sie in eine Wettbewerbssituation zu bringen, die Vorstellungen

durch Vergleich zu bewerten, das übernehmen nun überregionales Feuilleton, Theater heute, Berliner Theatertreffen. Die reisen den Kritiker interessiert schnell nicht mehr die Sache, sondern die Differenz, nicht daß etwas ist, sondern daß es anders ist. Es geht nicht mehr um die Norm, die letzte Norm ist der Normbruch, der Skandal. Das entspricht dem Bedürfnis der Presse nach der Novität. Nicht das Richtige, das es nicht mehr gibt, zählt, sondern das Neue.

Hier divergieren die Interessen von Publikum und Kritik - das ortsfeste Publikum will die Sache, nicht die Negation. Auch der Wettbewerb wird ohne Publikum entschieden - es kann nicht mitvergleichen. Es passiert daher, daß der Ruhm eines Theaters von außen kommt, die betroffene Kommune erfährt es zuletzt. Plötzlich kann da das Publikum durchfallen. Die neue Situation beschrieb ein Theaterleiter der älteren Generation mit den resignierten Worten: »Das Theater ist in die Hände der Presse gefallen.«

In den Theatern tritt nun an die Stelle des Wechselspiels von Schauspieler/Zuschauer das von Regisseur/Kritiker. Der Geldgeber spielt, wie das Publikum, eine geringe Rolle. Ohne Mäzen kein Horaz, Properz, Vergil. Er gab aber nicht nur das Geld, er wußte das Resultat auch zu würdigen. Der moderne Geldgeber muß die Bewertung delegieren, er »versteht nichts davon«. Sie landet wieder bei der Presse. Das Subventionstheater wurde zum entfremdeten Theater.

Es gibt eine Misere des Subventionstheaters, sie läßt sich auch als Psychopathologie beschreiben, etwa nach einem Satz Gregory Batesons: »Strenge (z.B. Realität) allein ist lähmende, l'od, aber Phantasie allein ist Geisteskrankheit.« Psychopathologie und Kunst sind aber auch benachbart, und man rottet leicht das eine mit dem andern aus. Eine Streichung der Subvention könnte sein, wie wenn der Arzt den Patienten totschlägt, die Krankheit ist dann auch zu Ende. Das ist hier nicht England, hier liegt die Barberei immer auf der Lauer. Daß die Öffentlichkeit die Notwendigkeit empfindet, Kultur zu subventionieren, entspricht einem schlechten Gewissen, das sehr wohl begründet ist. Aber wehe, wer damit Schindluder treibt.

Mit herzlichem Gruß

Adolf Dresen

Konkret 07/84, S. 66

Franz Josef Degenhardt

Ein neues Lied, ein besseres Lied

Ist für die Friedensbewegung Karel Gott schon eine Zumutung und Nena noch eine »humanistische Künstlerin«? Die Kids mit ihrer eigenen Musik dort abholen, wo sie sind, lautet eben die Devise. Aber was, wenn die sich eins pfeifen - und bleiben, wo sie sind? Und nur die Linke kommt darüber weiter auf den Hund?

Ich finde das ja gar nicht so schlimm, wenn Udo eins der Kids fragen läßt, wozu Kriege da sind. Vielleicht will er damit bloß dem Neo-Infantilismus seine Stimme leihen, augenzwinkernd, also witzig, wenn auch nicht gerade schon so schrill, wie der Stephan vom Trio, der jetzt ein zehnjähriges, kahlgeschorenes Mädchen mit grellgeschminkten Kulleraugen den explodierenden Erdball bestaunen und computerstimmig singen läßt: »Feuerwerk, Feuerwerk.« Und auch das weiche Wasser der bots mag den Stein brechen. Aber richtet es weiteren Schaden an?

Irritiert allerdings bin ich, wenn derartiges Liedgut mit dem Instrumentarium marxistischer Interpretationskunst aufgemotzt wird. Da ist die Songzeile eines Popstars: »Ich stoße die Tür jetzt auf« gleich ein Bündnisangebot, »ein Versuch, zu uns zu finden, dem wir verständnisvoll entgegenkommen müssen.« Und die Analyse von Nenas »Neunundneunzig Luftballons« ergibt, daß es sich um »ein humanistisches Lied ohne jeden Agitprop« handelt, weil es »in für jeden verständlichen Worten wiedergibt, daß schon der simpelste Anlaß eine neurotisierte Militärkaste zum Ausflippen bringen kann, was für uns alle tödlich endet «

Was soll das? Soll das heißen, solche meist gutgemachten ohrwurmmäßigen Popsongs seien »zeitgemäßer künstlerischer Ausdruck der maximalen Breite der demokratisch-antimonopolistischen Bewegung?« So wie in den zwanziger Jahren die Busch/Eisler-Lieder Ausdruck der kämpfenden Arbeiterklasse waren? Heute - die Verhältnisse sind halt so - herunterdividiert auf den kleinsten gemeinsamen Nenner der neuen sozialen Bewegungen? Oder verbirgt sich hinter diesen Interpretationskünsten linker Provenienz eher Rat- und Hilflosigkeit gegenüber dem unbeschwerten Tralala, das auf allen Friedensfesten zu Gehör gebracht wird? Geht es diesen Genossen womöglich wie uns Diaspora-Katholiken früher in Schwelm? Leiden sie unter einem ähnlichen Sektierersyndrom und wollen der erdrückenden, fröhlich-unbeschwerten Mehrheit zeigen, daß auch wir ausgelassen sein und verrückt tanzen können, und nicht - wie immer behauptet wird - verbiestert (dogmatisch) sind und verkrampft (ungeil)?

Ratlos jedenfalls war beim Friedensfest der neben mir auf der Bühne sitzende Pädagoge, Sozialpsychologe und 68er Veteran, als die Kids im Stadion die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, rhythmisch zur Musik, und irgendwelche Herrschenden über sich singend anflehten: »Gebts uns endlich Frieden!«

Was hätte man dem Mann sagen sollen? Vielleicht dies: Sowas kommt von sowas. Wovon? Erinnere dich, wie mit Ausbruch der sozial-liberalen Epoche mehr Demokratie gewagt werden sollte - allerdings ohne die Produktions- also Herrschaftsverhältnisse anzutasten, weil das, wie ihr meintet, die Lage noch nicht zuließ. Also erstmal reformieren und überzeugen und argumentieren; die Mehrheiten kriegen in einem gewaltigen, aber gewaltfreien Diskurs. Dazu mußte - wie Willy Brandt deklarierte - die Schule zur Schule der Nation gemacht, mußten also Heere von Lehrern und Sozialarbeitern ausgebildet und zu den Kids geschickt werden, denn die sollten es ja dereinst bringen. Radikalenerlaß und Berufsverbotepraxis sicherten ab, daß bei diesem anstehenden gigantischen Erziehungsprozeß die systemhaltende Linie nicht überschritten wurde, was ihr zwar gesehen, aber mit Willy Brandt als »Kinkerlitzchen« abgetan habt. Diesmal wolltet ihr geschickter vorgehen als die 68er; nicht so von oben herab und über die Köpfe hinweg. Ernst Blochs Ausspruch beherzigend - »Wir haben die richtigen Argumente gehabt, aber konnten das Herz nicht ansprechen« -, habt ihr euch den Lehrsatz der Montessori-Pädagogik zur Richtschnur gemacht: Die Kinder da abholen, wo sie sind.

So seid ihr dann losgezogen in die Schulen und Jugendzentren, auf die Straßen und Plätze und zu den Randgruppen, lässig und bunt gekleidet wie die, die ihr abholen wolltet, mit Rock und Pop und Rumtata - Missionare einer Jeder-darf-jetzt-mitmachen-Demokratie. Als die Kids mit den Pink Floyds antworteten: »We don't need no education« hat euch das nicht irritiert, sondern bestätigt in der irrigen Annahme, sie meinten ja nur die alten Lehrer, Kopfwichser und Dogmatiker. Und ihr habt weiter mit ihnen Selbsterfahrung betrieben, gruppendynamische, Rollen- und andere Spiele, das Coming Out geprobt für das Wagnis Demokratie, die dann doch bloß eine tierisch geile Stadtteilfete wurde, voller bunter Mitmacher-Smarties. Als ob die Machthaber sich mit sowas überlisten ließen! Die haben dem Spiel eine Zeitlang zugeguckt - es nutzte ihnen. Als sie die Zügel wieder straffer zogen, hatten sie die inzwischen arbeitslosen Kids, wo sie sie haben wollten; Bei Rock und Pop und Rumtata - und ohne education. Und während ihr noch im Sandkasten sitzt, beim Backe-backe-Kuchen-Spiel, hat der Stephan vom Trio die Kids längst abgeholt. Phantastisch übrigens, wie der die ganze Misere in Ton und Bild faßt; wie er das kahlgeschorene Kind an der Hand den puttemachten Erdball bestaunen läßt: Feuerwerk, Feuerwerk!

Sicher, Alter, habt ihr das alles so nicht gewollt, und sicher waren wir schon mal weiter, damals, als Jimmy Hendrix die US-Hymne zerfetzte und die Amerikahäuser keine Fensterscheiben mehr hatten. Aber nutzt uns das jetzt? Immer noch

besser, einige der Kids fragen wenigstens, wozu Kriege da sind; wäre ja auch denkbar ein Stadion voller Kids, die mit den Fischerchören und dem Vorsänger Heino singen: »Kein schöner Land in unserer Zeit«.

Was machen wir also jetzt mit den Kids?

Wieder anfangen, um dahin zu kommen, wo wir damals schon waren. Und die Kids mitnehmen - diesmal.

Konkret 07/84, S. 67

Christian Rentsch

Meilenstein

Seit drei Jahren ist er nach einer langen krankheitsbedingten, mit vielen Gerüchten und Legenden verzierten Pause wieder unterwegs. Jetzt gibt der schwarze Trompeter Miles Davis auch hierzulande ein Konzert. Gleichzeitig kommt seine neue Platte auf den Markt

»Kein neuer Miles«, schnödete die Kritikertribüne, nachdem Miles Davis im Sommer 1981 am Kool-Festival in New York wieder auf die Bühne trat, ein stark gealterter, von Arthritis geplagter Superstar, der zwischen den einzelnen Soli hinter der Bühne mit Sauerstoff wieder auf die Beine gebracht werden mußte. Der leichtfertige Verriß traf einen der kreativsten, eigenwilligsten Musiker der Jazzgeschichte, einen produktiven Stilisten und Bandleader, der dem Jazz seit den vierziger Jahren eine lange Reihe hervorragender Platten beschert hat, und einen Trendsetter, der während fast vierzig Jahren, länger als jeder andere Musiker im Jazz, die Jazzgeschichte »An der Front« mitgeschrieben und mitgeprägt hat.

1949, mit knapp dreiundzwanzig Jahren, gehörte Miles Davis bereits zu den »Kultfiguren« der New Yorker Jazz-Szene: als Mitglied des Charlie Parker Quintet zählte er zum inneren Kreis der damaligen Avantgarde, in Paris war er mit einem eigenen Quintett der gefeierte, von Sartre, de Beauvoir und Camus umhätschelte Star, mit einem ausgefallen instrumentierten Nonett hatte er sich bei der Fachpresse den Ruf erworben, der fortgeschrittenste, außergewöhnlichste Stilist der Nach-Bebop-Ära zu sein.

Davis kam genau zu dem Zeitpunkt zum Jazz, als dieser als eine vom täglichen Gebrauch sich ablösende Musik von der Unterhaltungs- und Tanzmusik zur Kunst umfunktioniert wurde, Kunst aber, vor allem schwarze Kunst, galt schon damals in den USA im amerikanischen Musikbusiness nichts. Ein »Nigger« durfte allenfalls Entertainer oder Sportler sein. Davis, immer wieder. mit alltäglichem Rassismus konfrontiert auch an der eigenen Person, etablierte sich als Inbegriff des schwarzen Künstlers: selbstbewußt bis zur beleidigenden Arroganz, extravagant, aber immer »miles ahead«, mit seinem ersten festen Quintett gehörte er zu den Protagonisten des Hardbop, mit John Coltrane zusammen initiierte er Ende der fünfziger Jahre den »modalen« Jazz, mit seinen Platten »Porgy and Bess« und »Sketches of Spain« spielte er die ersten Aufnahmen großorchestralen Jazz' jenseits der konventionellen Bigband-Musik ein, in seiner Gruppe mit Herbie Hancock, Wayne Shorter,- Tony Williams und Ron Carter erreichte der moderne Jazz einen bisher kaum wieder erreichten Kompliziertheitsgrad an harmonischer, rhythmischer und melodischer Raffinesse und Komplexität.

Als Ende der sechziger Jahre die Steine ins Rollen kamen und seine langjährige Plattenfirma Columbia-CBS ihrem bisherigen Top-Star die neuen Rock-King-Kongs vor die Nase setzte, spurte Miles Davis auf publikumswirksamere, rockorientierte Musik um. »Bitches Brew«, von vielen als erste geglückte Synthese zwischen Jazz und Rock gepriesen, wurde sogleich eine der bestverkauften Jazz-Platten aller Zeiten. Der Super-Künstler wurde, dem Trend der Zeit sich anpassend, zum Super-Entertainer mitsamt allem Drum und Dran an Stargehabe, Bluff und Rummel. Das hektische Rumgetue, Langeweile, wie er heute selbst sagt, und eine Reihe von Krankheiten, Leberschaden, Lähmungen, Knochenzerfall und eine wieder aufbrechende Kehlkopf-Erkrankung, die zahlreiche Operationen notwendig machten, brachten Ende der siebziger Jahre einen völligen musikalischen Stillstand.

»Kein neuer Miles«, das wäre mit Blick auf die Konzerte etwa am Berliner Jazz-Fest im vergangenen Jahr oder mit Blick auf die neueste LP »Decoy« ein höchst oberflächliches Urteil. Gewiß, geändert haben sich weder die stilistische »Basis« noch der Sound sowohl von Davis' Trompete wie derjenige seiner »Electric-Funk«-Gruppe, das Markenzeichen von Davis seit den siebziger Jahren. »Man muß etwas dazugeben, das nicht in den Rhythmen drin ist« , meinte Davis kürzlich in einem Interview, Au ziehst es irgendwo ab und setzt es an einem anderen Ort, auf anderen Schlägen wieder ein.«

Mit anderen Worten: Davis läßt die Gitarren und das Saxophon über regelmäßigen Schlagzeug-/Baß-Figuren (ostinati) , ausgeschriebene Phrasen unterschiedlichster Länge und in asymmetrischen melodischen Formen an verschiedenen Stellen, oft zwischen den Grundschlägen, beginnen, um darüber, sozusagen auf einer dritten Ebene wiederum zwischen alten Strukturen, seine eigenen Melodielinien zu entwickeln. Diese komplexe Schichtung unterschiedlichster unregelmäßiger rhythmischer Formen und Formeln ergibt einen höchst verwirrenden, desorientierenden Effekt. Ein bißchen Jazzgeschichte dazwischen: »Als wir hereinkamen, nahmen die Burschen da drin ihre Hörner und bliesen verrücktes Zeug«, beschrieb der Swing-Schlagzeuger Dave Though den Eindruck, den ihm der Bebop der vierziger Jahre gemacht hatte, »auf einmal hörte einer ganz plötzlich auf, und ein anderer fing aus einem völlig unerfindlichen Grund an. Wir wußten nie, wann, wo und warum ein Solo anfing und aufhörte«.

Miles Davis macht heute - 58jährig und arthritisgekrümmt, schon das eine Provokation für die jungen Funk-Säcke der achtziger Jahre - mit dem Funk und Soul dasselbe, nachdem diese ähnlich wie damals der Swing durch und durch kommerzialisiert und in immer längst vorhersehbaren Klischees erstarrt sind. Jazz will er das nicht nennen, mit Recht, obwohl der Blues in seiner neuen Musik eine größere Rolle spielt denn je. Davis stellt die populäre Unterhaltungsmusik der achtziger Jahre auf den Kopf - gewiß, nicht auf die Füße.

»I'm a ham«, sagte er vor kurzem, ich bin ein Schmierenschauspieler, ein Taschenspieler, der mit Tricks arbeitet, ein Komödiant. Das waren nicht selten die spannendsten Künstler.

Konkret 07/84, S. 72

Wolfgang Fuchs

Per aspera ad Asterix? *

Frankreichs erster Satellit wurde nach ihm benannt und ein Butterkeks. Er zog mit de Gaulle in den Wahlkampf und verhalf deutschen Studenten zum Demo-Maskottchen. Nun ist der gallische Gnom 25 Jahre alt. Comic-Experte Wolfgang Fuchs gratuliert

Früher hatte man es mit Mythen, Sagen und Heroen einfach. Man wußte nicht, woher sie kamen, sie waren so alt und zeitlos, daß es Geburtstage und Jubiläen nicht zu feiern gab. Bei den Comics, den modernen Mythen, ist das etwas anders: Selbst wenn sie schon heute - wie ihre Vorgänger - zeitlos sind, geraten sie doch allmählich in die Jahre. Kaum ist Donald Duck fünfzig geworden, können Asterix und Obelix reife fünfundzwanzig für sich reklamieren.

Beim Teutates, seit Oktober 1959 ist zu sehen und zu lesen, wie es die beiden Gallier aus Kleinbonum mit den Römern und dem Rest der Welt aufnehmen. Dabei war ursprünglich eine moderne Version von Reinecke Fuchs geplant gewesen. Aber Rene Goscinny und Albert Uderzo, die mit Hilfe einer kleinen Finanzierungsgruppe und Radio Luxemburg die Zeitschrift »Pilote« herausbringen wollten, erfuhren gerade noch rechtzeitig, daß es eine ähnliche Serie schon gab. Also hieß es, in einer Art Katastropheneinsatz etwas Neues erfinden. Etwas typisch Französisches von damals, worin der Leser von heute sich wiederfand. Galliens Geschichte bot sich an: Goscinny und Uderzo mixten das Schlachtenpech des Galliers Vercingetorix bei Alesia mit der Welt der Résistance im Zweiten Weltkrieg, wählten als Hauptfiguren ein Komikergespann in der Tradition von Laurel und Hardy; fügten als Reverenz Vor den Superhelden aus Amerika noch ein paar Tropfen Zaubertrank hinzu, rührten Zeitkritik von heute in das Gebräu und garnierten dann mit den bekannten lateinischen und sonstigen flotten Sprüchen.

Der Erfolg kam jedoch nicht so schnell, wie man »Die Spinnen, die Römer! Toc! Toc! Toc!« sagen kann. Zwar waren Asterix und Obelix die Zugpferde der Zeitschrift »Pilote«; aber die erste Albumausgabe der zunächst in Fortsetzungen veröffentlichten Asterix-Abenteuer kam gerade auf eine Auflage von 5.000 Exemplaren. Erst vier Jahre nach Asterix' Geburt fing die Geschichte an, auch international ihre Kreise zu ziehen.

Deutsche Verleger wußten mit Asterix zunächst nichts anzufangen, weil man die Serie für zu französisch hielt. 1965 kam Rolf Kauka daher auf die Idee, aus den Galliern die Germanen »Siggi und Babarras« zu machen und ihre Abenteuer nach der Decke des Ost-West-Konflikts des Kalten Krieges zu strecken. Das aber stieß Goscinny und Uderzo sauer auf. Im Ehapa-Verlag suchten und fanden sie einen neuen Lizenznehmer, und der verstand es, die Serie so eindeutschen zu lassen, daß sie dem Geist des Originals entsprach, ohne deutsche Leser durch französischen Chauvinismus zu irritieren.

»Asterix der Gallier« kam 1968 mit 50.000 Exemplaren in einer Album-Ausgabe auf den deutschen Markt. Es brauchte keine großen Werbekampagnen, um dem gallischen Gnom allmählich zu einem durchschlagenden Erfolg zu verhelfen. Vor allem unter Studenten setzte jene Mund-zu-Mund-Propaganda ein, die es schließlich zu einem Muß machte, über den jeweils neuesten Asterix und sein Sprüche Bescheid zu wissen. So brachte es Band 10 »Asterix der Legionär«, nach wie vor eines der besten Alben, im Jahr 1971 schon auf eine Erstauflage von einer Million Exemplare. Heute kann sich Asterix weltweit mit jedem literarischen Bestseller messen: 150 Millionen Alben gingen über die Laden- und Kiosk-Theken, davon in Deutschland, allein 60 Millionen. Das heißt, nach Mao, Lenin, Marx gerieten Goscinny und Uderzo im Buch der Rekorde unter die zehn meistübersetzten Autoren. Aber anders als Mao und Co. gibt es Asterix auch in einer lateinischen Ausgabe. Den lateinischen Asterix zur Belebung Cäsar-müder Schulstunden verdankt die Asterix-Gemeinde einer Eingebung des deutschen Asterix-Verlegers Adolf Kabatek.

Heute, genauer: 1975, kennen beziehungsweise lieben laut Allensbach 65 Prozent der deutschen Bevölkerung ihren Asterix. Damit wäre er bekannter als so mancher Politiker. Das Erstaunlichste aber ist, daß die Serie quer durch alle Bevölkerungsschichten gelesen wird und auch die ideologischen Grenzen noch überschreitet. Denn, so weh das auch tun mag: Asterix war und ist nicht nur der Liebling der Linken, populär ist er auch beim einstigen Bundespräsidenten Walter Scheel, bei Manfred Rommel und Franz Josef Strauß. Und »Pompidix« nannte der französische Staatschef Charles de Gaulle seinen Premier Pompidou.

Der französische Erfolg von Asterix versteht sich fast von selbst: denn Asterix ist so französisch wie ein Baguette oder der Eiffelturm und dabei voll von Anspielungen auf Politik von heute. So enthielt etwa »Tour de France« (Original: »Tour de Gaulle«) alle Stationen -einer Wahlkampfreise de Gaulles. Politiker wie Jacques Chirac wurden persifliert, Persönlichkeiten aus den Medien und konkurrierende Comicfiguren hochgenommen.

Treibsatz für den internationalen Erfolg aber waren die Ereignisse von '68: denn der pfiffige Aufmüpfer Asterix, dem keine Obrigkeit heilig ist, traf genau den Nerv der Zeit, nicht zuletzt dank einer überaus gelungenen Übersetzung in der Bundesrepublik. Asterix mußte einspringen bei AStA-Wahlen und im Kampf gegen Bodenspekulation und Trabantenstädte.

Im Raubdruck »Asterix und das Atomkraftwerk« wurden, sehr zum Leidwesen von Lizenzgebern und -nehmern, Originalzeichnungen mit neuen, zeitgenössischen Text versehen.

Vielleicht hatten die Raubdrucker Andre Stolls Buch »Asterix - das Trivialepos Frankreichs« nur flüchtig gelesen; laut Stoll verkörpert Asterix nicht nur den *Mythos* der Vernunft, sondern auch eine Vernunft besonderer Art: nämlich »jene raison, von der es heißt, daß sie die ökonomische Entwicklung (als bürgerliche Produktionsweise), die politischen Strategien und die ästhetisch-literarische Sphäre (als Wohlanständigkeitsregeln der gesellschaftlichen Kommunikation) des Nationalstaates Frankreich, zumindest seit der Errichtung des Ancien Regime, durchwaltete.«

So mag denn Asterix im Kern einen Hauch konservativer gewesen sein als manche der Leser, die zu seinem Erfolg beitrugen. Seiner Beliebtheit hat das ebensowenig geschadet wie im Falle des exemplarischen Klein- und Spießbürgers Donald Duck. Beide Comic-Serien haben ein so weites inhaltliches Spektrum, daß sie sich in Text und Bild für jede Art von Interpretation eignen. Vom schlichten Gemüt bis zum abgeklärten Intellektuellen findet hier jeder etwas, das ihm Spaß macht. Wenn man so will, beweisen Donald Duck und Asterix, die ja beide sehr kleinwüchsig sind, daß die größere Wirkung eben doch in den kleinen Ursachen zu finden ist. Und wenn dann auch noch ein bi - chen Ironie dazukommt, wird selbst der kleinste Schneeball zur Lawine.

Ein Ende der Popularität von Asterix ist nicht abzusehen. Als Texter René Goscinny im November 1977 bei einer Routineuntersuchung einem Herzinfarkt erlag, schien es zwar kurzfristig so, als könne das auch das Ableben von Asterix bedeuten. Aber Albert Uderzo überwand den Schock, unter dessen Einfluß der schwache »Große Graben« (Band 25) entstanden war. Als alleiniger Texter, Zeichner und Verleger dirigiert er heute die Geschicke von Asterix und Obelix. Drei Monate feilt er an einem Drehbuch, sechs Monate an den Zeichnungen. An einer Seite arbeitet er mindestens drei Tage. Nur bei der Farbgebung läßt sich Uderzo assistieren. Er ist nämlich farbenblind und verwechselt ausgerechnet rot und grün.

---

* Lat. für: Durch Nacht zum Licht

Konkret 07/84, S. 77

Karl Kessler

Blindflug ohne Instrumente

Wim Wenders bedankt sich beim Bundesinnenministerium. Der Bundesinnenminister bedankt sich bei Wim Wenders. Für »Bild« ist er der beste Regisseur der Welt. »Wir sind wieder wer im Film«. Wenders darf sich als ein deutscher Filmregisseur fühlen. Und er ist es auch: Deutsch. Immer auf dem Holzweg on the road

Filmtourismus

Einige wollten es in Cannes bis zum Schluß einfach nicht wahrhaben, daß der Deutsche Wim Wenders nun absolut der größte Filmemacher zu sein hat. Noch ehe er dann schließlich doch die Goldene Palme für »Paris, Texas« bekam, hatte ein französischer Produzent an Wenders herumgemäkelt, daß er nichts anderes sei als der »Lelouch der achtziger Jahre«. Das war nicht gerecht gegenüber Lelouch. Immerhin fördert dieser Schnulzenfilmer aus seinen reichlichen Gewinnen nicht zu knapp französische Nachwuchsfilmer. Wenders fördert sich stets selbst. Und wenn es überhaupt einen mit Wenders vergleichbaren Filmemacher gibt, dann ist das eher schon Arnold Fanck.

Fanck, Arnold, (1889-1974), deutscher Regisseur. Der ehemalige Skilehrer wandte sich mit »Das Wunder des Schneeschuhs« (1920), zu dem er 1922 einen zweiten Teil drehte, dem Film zu. Bemerkenswert an seinem Werk war vor allem die Tatsache, daß er zu einer Zeit, als fast der gesamte deutsche Film im Atelier entstand, ausschließlich im Freien filmte und ein Genre schuf, das bis heute von ihm dominiert wird: den Bergfilm. Seine wichtigsten Mitarbeiter, die seine Prinzipien übernahmen und für ihre Zwecke weiterentwickelten, waren Luis Trenker, der 1924 als Darsteller in »Der Berg des Schicksals« zu ihm stieß, und Leni Riefenstahl, die in »Der heilige Berg« (1926) erstmals Trenkers Partnerin war. Weitere wichtige Spielfilme Fancks waren »Die weiße Hölle von Piz Palü« (1929), »Der weiße Rausch« (1931) und »SOS Eisberg« (1933). Siegfried Kracauer schrieb: »Die Vergottung von Gletschern und Felsen, wie sie in 'Der heilige Berg' betrieben wurde, ließ bereits jenen Antirationalismus erkennen, den sich die Nationalsozialisten dann zunutze machten.«

Als Fanck sich anschickte »SOS Eisberg« zu drehen, da wußte er gar nicht so genau, wo das hinführen sollte:

»Ich hatte ja keine Ahnung von Grönland. Aber das machte nichts. Ich hatte mein Prinzip, ich muß dahin, um zusehen, wo was Schönes ist, und dann beziehe ich es ein. Ein paar Fotos genügten meiner Fantasie, um mir vorzustellen, was für grandiose Bilder man mit diesen Eisbergen doch einfangen könne, wenn sie gut beleuchtet seien. Da könne ich jedenfalls mein immer wieder variiertes Thema vom Eis noch einmal auf den Höhepunkt bringen (..)Also dachte ich mir eine einfache Handlung aus von einer Expedition auf der Suche nach einem verschollenen Expeditionsteilnehmer. Und brauchte dazu nur diese zwei Bildelemente: Eisberge und Fjords mit Eisbergen drin. «

Und nachher war es ein schöner Film. Ernst Udet flog die Luftaufnahmen, Paul Dessau setzte die Musik, und Leni Riefenstahl spielte auch mit. Luis Trenker waren die Eisberge nicht hoch genug. Zehn Jahre später drehte Fanck im Auftrage der Produktion Riefenstahl-Film GmbH kleine Werke über Joseph Thorak, über Arno Breker und über den Westwall.

Zugegeben, dafür kann Wenders, der sich gern aus allem heraushält, wenig. Doch es berührt schon, wenn er über die Drehorte von »Paris, Texas« schreibt:

»Eigentlich wollte ich einen viel komplexeren Film machen, denn ich wäre viel lieber kreuz und quer durch Amerika gefahren. Ich wollte nach Alaska, dann in den mittleren Westen, dann zurück nach Kalifornien und weiter nach Texas. Nach dieser Idee sollte es eine Zick-Zack-Reise durch die Staaten werden. Doch dann hat mich mein Drehbuchautor Sam Sheppard gewarnt. Er sagte: 'Das brauchst du nicht, du hast die Vereinigten Staaten schon in Texas drin.' Ich kannte zu diesem Zeitpunkt Texas noch nicht so genau, aber ich habe Sam Sheppard geglaubt (..) Alle meine Filme gehen statt von einem Drehbuch von Reiserouten aus. Manchmal ist das wie ein Blindflug ohne Instrumente. Du fliegst durch die Nacht und kommst morgens irgendwo raus. Du mußt versuchen, irgendwo runterzukommen auf den Boden, damit der Film aufhört. «

So einfach ist das. So einfach ist auch die Geschichte von »Paris, Texas«. Ein US-amerikanischer Produzent faßt sie zusammen: »Die Hauptfigur ist wie John F. Kennedy: er kommt zurück aus dem Nichts, versöhnt das Land mit seiner Geschichte und verschwindet wieder.« Un-Ereignisse an einem Un-Ort in einer Un-Geschichte, die nur so präzise scheint, weil sie so nie sein könnte.

Deutschland vor

Nach dem Sieg in Cannes brandet Wenders der Jubel entgegen, als sei in ihm Helmut Rahn auferstanden:

Der Innenminister Z.: »Zur Auszeichnung Ihres Filmes 'Paris, Texas' mit der Goldenen Palme des Filmfestivals von Cannes darf ich Ihnen persönlich und namens der Bundesregierung aufrichtig gratulieren. Dabei ist auch die Unterstützung Ihres Filmes durch die Filmförderungsanstalt und das Bundesinnenministerium eindrucksvoll bestätigt worden.«

Der Kritiker Peter Buchka in der »Süddeutschen Zeitung«: »Es muß genügen zu sagen, daß an 'Paris, Texas' alles perfekt ist, alles aufregend, alles durchdacht, alles neu.«

Der Kritiker blu in »Die Welt«: »Wahrscheinlich führt der Weg zur Gesundung des deutschen Films so oder so über Amerika. Das ist keine Schande, wenn nur das Ziel im Visier bleibt: eine neue, unabhängige deutsche Filmindustrie.«

Und schließlich K.J.U. in »Bild«: »Das offizielle Deutschland hat sich bis gestern mittag noch nicht bei dem zur Zeit besten Regisseur der Welt gemeldet. Dabei haben wir Grund, stolz auf ihn zu sein. (...) Wir sind wieder wer im Film.«

30 Jahre nachdem wir schon einmal wieder wer waren: Fußballweltmeister nämlich. Dank Helmut Rahn und dem Fritze Zimmermann des deutschen ‚Fußballs, Sepp Herberger.

Ansichten

»Die Filme von Apollo 10 vom Mond waren phantastisch schön. Die Filme von Apollo 11 werden noch schöner sein. Vielleicht wird man sich die Filme von Apollo 12 in Super 8 oder auf Magnetbändern kaufen können. Vorerst gibt es nur die Soft Machine (Command/Probe CPDL 4500) und die Led Zeppelin (Atlantic SD 8216) und die Blue Cherr New Improved (Philips PHS 600-305). Und Joints. Und Trips.«

Wenders 1969 in der »Filmkritik«. Oder:

»In der 'Roten Sonne' reden die Leute dauernd so, als ginge sie der Fortlauf des Films nichts an. Sie reden unverfroren in ihrer jeweiligen Situation. Sie sind immer nur gerade da präsent, wo sie sind. Sie wissen noch nicht, wie es weitergeht: der Film läßt sich auf ihre Geschichte ein, er drängt sich ihnen nicht auf Der Film spielt in München. Er schämt sich nicht darüber«

Wenders 1970 in der »Filmkritik«.

»Die Gegend hat mich kaputt gemacht, und ich bleibe solange, bis man ihr das anmerkt.«

Das ist nun allerdings Herbert Achternbusch in »Der Komantsche«.

Zwischenurteil

» Wilhem ist ein junger Deutscher, dem die Mutter, als er auf Reisen geht, gewissermaßen zur Erinnerung an seine Heimat zwei Bücher ins Gepäck legt: die 'éducation sentimentale' von Flaubert und 'Aus dem Leben eines Taugenichts' von Eichendorff. Beide Bücher zeigen das Ziel der Reise und das Thema von Wim Wenders‘ ´Falsche Bewegung'. Was stellt die Mutter sich vor, als sie die Bücher in den Koffer legt? Es ist die Vorstellung, daß der Sohn Deutschland müßig träumend durchwandern soll, ganz so wie es der Eichendorffsche Taugenichts tut. So soll eine éducation sentimentale zu Ende geführt werden. Eine, wie man sieht, nicht nur sehr mütterliche, sondern auch sehr deutsche Idee, ganz in der besten und liebenswürdigen deutschen Familientradition.« (Alberto Moravia über »Im Lauf der Zeit«)

Politisch(e)?

Peter Buchka, Filmkritiker, ist dem Wenders solange nachgestiegen, bis er schließlich bei Hanser ein Buch zum Ruhme des Filmemachers hat machen können. Schon hier vergriff er sich fortwährend im Überschwang der Begeisterung für die Schönheit und Reinheit und Richtigkeit der Filme so manches Mal. So schrieb er beispielsweise: »Im Grunde ist Wenders einer der wenigen Filmemacher, die Godards Forderung, daß es darauf ankäme, politisch Filme zu machen statt politische Filme zu drehen, aufgegriffen und erfüllt haben.«

Was steht nun aber wirklich bei Godard in dessen Aufsatz mit dem Titel »Was tun?« aus dem April 1970?

»1. Wir müssen politische Filme machen

2. Wir müssen politisch Filme machen

3. 1 und 2 verhalten sich antagonistisch zueinander und gehören zu zwei entgegengesetzten Konzeptionen von der Welt

4. 1 gehört zur idealistischen und metaphysischen Konzeption von der Welt

5. 2 gehört zur marxistischen und dialektischen Konzeption von der Welt

(...)

23. 1 ausführen heißt zu sagen, wie wirklich die Dinge sind (Brecht)

24. 2 ausführen heißt zu sagen, wie die Dinge wirklich sind (Brecht)

(...)

37. 1 ausführen heißt nur, Augen und Ohren aufzumachen

38. 2 ausführen heißt, die Berichte des Genossen Kiang Tsing zu lesen

39. 2 ausführen heißt, militant zu sein. «

Es gehört sicher nicht in den Bereich der Astrologie, hier zu behaupten, daß Wenders ganz sicher nie die »Berichte des Genossen Kiang Tsing« gelesen hat. Aber ebenso sicher ist daß Buchka den Godard nicht verstanden hat.

Kumpan Wenders

Als im Herbst des vergangenen Jahres der Innenminister Z. für das, was ein gewisser Dr. Josef Goebbels einst das deutsche Filmwesen zu nennen pflegte, die Wende ansagte und den starken Worten auch gleich die Taten hinterherschickte, da erkoren die westdeutschen Filmer - die sich ganz irritiert darüber zeigten, daß Z. gar nicht willens war, mit ihnen über ästhetische Fragen zu diskutieren - ihren Kumpan Wim Wenders, einige bemerkenswert dumme Sätze als Replik auf des Ministers Ansinnen unter die interessierte Zuhörerschaft zu streuen. »Wir empfinden diese Art von Eingriff als Zensur«, tönte er. Zensur ist demnach also: keine Staatsknete zu bekommen. (Da könnte man noch viele Berufe und Branchen auflisten, die schon lange mit dieser Zensur zu leben haben.) Und: »Die politische Bewertung der Kunst ist ein dunkles Kapitel in der deutschen Geschichte.« Man ahnte zwar, was gedacht gewesen sein könnte, aber so ganz sicher konnte man nicht sein, ob es Wenders nicht auch gerade umgekehrt gemeint hatte. Immerhin klotzte er weiter - »Wir werden Mittel und Wege finden, die Kunst vor ihren Henkern zu schützen. « Jawoll! -, um dann allerdings auch kleinlaut zuzugeben: »Ich bin damit ganz schlagartig konfrontiert worden, weil ich jetzt schon fast ein Jahr nicht mehr hier war und das nur so aus der Ferne verfolgt habe.«

Diese Haltung eines entrüsteten Desinteressierten soll aber jetzt schärfere Konturen bekommen nach dem Triumph in Cannes. Jedem, der es hören will, erklärt Wenders, daß er jetzt heimkehren müsse - Django reitet wieder -, um am Kampf der westdeutschen Filmemacher gegen die Zimmermannsche Unterdrückungspolitik teilzunehmen. Erst einmal kommt er, der immerhin noch erkannt hatte, daß Filme wie »Der amerikanische Freund« auch unter Zimmermann möglich sein würden, nach Westberlin, um hier Hellers Feuerzauber vor dem Deutschen Reichstag abzufilmen.

Der im vergangenen Januar gestorbene Wolfgang Staudte, der 1963 mit »Herrenpartie« den letzten Film gemacht hatte, den er, wie er sagte, auch »machen wollte«, hatte gegenüber dem westdeutschen Autorenfilm von Beginn an Bedenken. »Diese Filme, die von jungen talentierten Kräften geschaffen worden sind, haben einen grundlegenden Mangel - sie sind sehr oberflächlich. Sie kritisieren einzelne, unwesentliche Mängel, doch sie zeigen nicht die krankhaften Erscheinungen dieser Gesellschaft.« Man könne eben auch nicht die Welt verbessern mit dem Geld von Leuten, die die Welt in Ordnung finden. »Das Problem des Filmregisseurs und des Filmautors besteht doch darin, daß man - wie Brecht sagt - die Wut lange genug anhalten muß, um zu einem Film zu kommen, und es kommt in Westdeutschland dazu, daß man für diese Bekundung jemand finden muß, der sie finanziert.«

Staudte hat nie jemanden gefunden.

Frühe Ahnungen

Bereits 1963 schrieb Wilfried Berghahn in der Zeitschrift »Filmkritik« zu den Filmen des gerade aufkommenden neuen deutschen Films:

»Das ist das Verblüffende an diesen Bildfolgen: Einen bestimmten kleinen Ausschnitt der bundesdeutschen Selbstrepräsentation bilden sie mit beharrlicher Pedanterie genau so ab, wie sie ihn vorfinden; jeder Betonpfeiler, jede Stahlkonstruktion, jede Modepuppe und deren bewundernde Konsumenten dürfen exakt mit dem Anspruch im Bild erscheinen, den sie selbst stellen. Sie werden als 'Schauwerte' ganz ganz ernst genommen und mit allen Anzeichen des Einverständnisses reproduziert. Wenn sie stilisiert aussehen, so nicht deshalb, weil sie durch den Film einer besonderen ästhetischen Disziplin unterworfen würden, sondern weil die Objekte selbst bereits auf optimale Reproduzierbarkeit angelegt sind. Der ästhetische Effekt einer Hochhausfassade ist keine Leistung der Kamera, sondern des Architekten, der schon für diese Kamera gebaut hat (..) In dieser Hinsicht befleißigt sich der Münchner Kurzfilm des reinsten Naturalismus, der Abschilderung. Alles andere jedoch, die sozialen Hinterräume der Schaufenster und die ideologischen Begründungen der Dekoration, unterwirft er der extremen Stilisierung, die wir kennen: er läßt sie weg. (..) Hoffnung auf den neuen deutschen Film? - Das wird davon abhängen, was man vom zukünftigen deutschen Film erwartet. Die Fortsetzung seines traditionellen Irrationalismus? Huldigung an den schönen Schein der bestehenden Weit? Hermetische Konstruktionen im

Glashaus? Gelegentlich eine dunkle Ahnung von , Vergänglichkeit, die auf das Gefühl wirkt? Schöne Bilder?«

Birken und Bienen

Genau so ist er geworden, der neue deutsche Film. Glanzprospekt einer Wirklichkeit, die es längst gelernt hat, den schönen Schein auch noch durch ein bißchen Schmutz zu kultivieren. Die bebilderten Reisejournale des Wim Wenders, in denen die Tautologie zum Stilprinzip erhoben worden ist - Die Welt ist, wie sie ist -, in denen passive Kontemplation abgefordert wird, sind nur die konsequente Fortsetzung jener ideologischen Stimmung, die Mitte der zwanziger Jahre in den Werken Heideggers, Jüngers und eben auch Fancks einen adäquaten Ausdruck fand. Heideggers Holzwege, Jüngers Waldgang, Fancks Bergwelt und Wenders Landschaften sind nicht nur allesamt Ausdruck einer bloß positivistischen Verklärung von Natur, sondern zugleich auch immer Angriffe auf Zivilisation. Kleine Fluchten, große Fluchten, in den Wald, auf Höhen, on the road.

»Die Birke überschreitet nie ihr Mögliches. Das Bienenvolk wohnt in seinem Möglichen. Erst der Wille, der sich allwendig in der Technik einrichtet, zerrt die Erde in die Abmündung und Vernutzung und Veränderung des Künstlichen.«

Heidegger. Wenders liefert die Bilder. Oh yeah.

Konkret 07/84, S. 80

Bernhard Lassalle

Film: Schattenrisse in ORWO-Farbe

Unterhalb eines noch zu schließenden Kulturabkommens zwischen der BRD und der DDR gibt es immer wieder Bemühungen um Kooperation zwischen den beiden Staaten Beispiel Horst Seemanns Film □ Ärztinnen□ , hergestellt in den DEFA-Studios in Babelsberg mit Unterstützung der westdeutschen Manfred Durniok Produktion. Gerade vier Kopien des Filmes werden gegenwärtig durch die BRD gereicht

In solchen Fällen die ewiggleichen Fragen: Ist die Adaption gelungen? Werkgerecht? Werktreu gar? Kongenial werkgetreu vielleicht sogar? Wird ein Stoff verfilmt, der vorher schon mit den Insignien des Literarischen geschmückt worden war, dann bricht immer wieder die hohe Zeit der Authentizitätsprüfer aus, die nur zufrieden sein können, daß Eisenstein dann Marxens »Kapital« doch nicht verfilmt hat. Je nach interpretatorischem Geschick, je nach Kenntnis und Unkenntnis, messen sie Filme an der Literatur, als wäre dieser schon ein Wert an sich eigen. Vielleicht stände es um die Sehkultur besser, wenn diese Hohepriester des gedruckten Wortes, die auf den Film losgelassen worden sind, mit dergleichen Verbissenheit untersuchen und darstellen wollten, ob denn die schnöden materiellen Voraussetzungen für ein jedes Stückchen Kino adäquat genutzt worden sind, ob etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, das Kodak-, Fuji- oder ORWO-Material ausgereizt worden ist bis an die Grenze seiner Möglichkeiten und Unmöglichkeiten.

Horst Seemann, renommierter Film- und Fernsehregisseur der DDR, hat auf volkseigenem ORWO-Material Rolf Hochhuths Drama »Ärztinnen« verfilmt. Er hat das Stück, das trotz seiner klassischen Struktur immer noch dem Genre des Enthüllungsjournalismus sehr nahe steht, als Vorlage und Orientierung seiner Bearbeitung genutzt. Mehr nicht. Doch auch bei Seemann gibt es mehr zu hören als zu sehen. Natürlich hat er sich den Inhalt des Stückes, das Enthüllungen liefert über skrupellose Pharma-Konzerne, über leichtfertige, weil karrieregeile und geldversessene Ärzte, über rüde Leichenfledderer und über einen ein bißchen hingemordeten Vertreter der jungen Generation - es wäre nicht von Hochhuth, käme das nicht alles in einer Familie vor - so hingebogen, wie er es für den DDR-Kinomarkt braucht, der sich stützen kann auf vorwiegend jugendliche Kinogänger.

Zurückgedrängt worden sind so die miesen Erwachsenen, hervorgehoben wird der jüngste Sproß der ziemlich beschmutzten Familie ob seines Befragens der mütterlichen und großmütterlichen Praxis im Umgang mit Menschen, den gesunden wie den kranken. Der Junge, der dann doch stirbt durch ein Medikament, das seine Großmutter zwar nicht angerührt, aber doch äußerst wohlwollend kommentierend den Ärzten in die Hände gedrückt hatte, ist bei Seemann zur positiven Identifikationsfigur geworden.

Den kolportagehaften Ansätzen der Geschichte sucht sich Seemann vom ersten Bild und Ton an durch eine eher getragene Grundstimmung zu entziehen. Klingt die von Seemann komponierte Klaviermusik auf, dann ist das böse und zugleich dicke Ende schon markiert.

Den Mimen, neben etlichen bekannten DDR-Schauspielern, Judy Winter und Daniel Jacob aus der BRD, läßt Seemann ziemlich freien Lauf. Die Mischung von kapitalistischer und sozialistischer Körpersprache - von Seemann als ein Grund für die Verpflichtung von Judy Winter hervorgehoben - fällt wohl nur auf, weil man um die Unterschiede weiß. Natürlich ist der böse Unternehmer bei Rolf Hoppe mit jener fiesen Physiognomie ausgestattet, die die Glaubwürdigkeit eher mindert. Doch störender sind Ungenauigkeiten wie etwa jener Schnitzer, da die Ereignisse, die sich in Frankfurt abspielen sollen, plötzlich in Bildern aus Westberlin ihren Fortgang nehmen. Das mag an beiden Orten Unkundige nicht erschüttern, nagt aber am Anspruch Seemanns, an den Originalschauplätzen gedreht zu haben.

Der farbige, aber nicht bunte Film ist eine Babelsberger Produktion mit Unterstützung westdeutscher, Schweizer und schwedischer Produzenten. In Schweden hat sich das Fernsehen beteiligt, und die Kadrierung sieht dann auch entsprechend gut aus: Seemann bevorzugt Einstellungen, die fernsehgerecht sind: Groß-Aufnahmen, Nahaufnahmen, am liebsten aber die Einstellung, die man die amerikanische nennt. (Bis zur halben Höhe der Oberschenkel, gerade so weit, wie die Schießeisen baumeln). Nur in Landschaftsaufnahmen schwelgt er in der Totalen, preist den innsbrucker Talkessel ebenso wie die Stockholmer Schären und die blitzeblanken Bankbauten in Frankfurt. Und vor allem hat er - auch ein Indiz für TV-gerechte Zubereitung - Licht in die Szenerie in einem Maße geschickt, daß die Schattenbilder schon wieder einen eigenen Film abgeben.

Doch auch das Kunstlicht reicht nicht aus, um die Geschichte, die dem Zuschauer da vorgeführt werden soll, auch zu erhellen. Lange, zu lange ahnt man nur, welchen Verstrickungen hier wer unterworfen sein könnte, wer von welchen Interessen geleitet und verleitet ist, des Mammons und der Karriere wegen. Dramatische Knallbonbons, die Hochhuth ja immer reichlich bereithält, werden nicht verteilt. Der Film präsentiert die Protagonisten und die Ereignisse eher mit einem mitleidvollen, moralisierenden Blick. Er macht sie klein - sehr viele Szenen sind in Aufsichten gedreht -, aber er stampft sie nicht ein, trotz der Schweinereien, die sie begangen haben.

So läßt auch Seemanns »Ärztinnen«, nach Wajdas »Eine Liebe in Deutschland«, offen, ob sich die Vorlagen Hochhuths zur Verfilmung eignen oder sich gerade wegen der Fülle von Verweisen, Anmerkungen und Interpretationshilfen eher verschließen.

Konkret 07/84, S. 81

Nicola Reidenbach

Film: Bombardement von Witz

Filme ausführen, sagt Jean-Luc Godard, heißt nicht nur, Augen und Ohren aufzumachen. In »Vorname Carmen«, der jetzt in die Kinos kommt, ist Musik drin

Mit neunzehn schrieb Godard weise Filmkritiken, mit dreißig glänzend einfache Arbeitsparolen, heute ist er ein seniler alter Mann von über fünfzig.

Godard, das war in den verheißungsvoll-intellektuellen sechziger Jahren (dem 18. Jahrhundert des zwanzigsten) die Synthese von Marxismus und Pop. Am deutlichsten, lapidarsten in »One Plus One«, am kunstvollsten, erhellendsten in »Week-End«. Happiness explosion. In diesem vollkommenen Glück, der Sonne so nah, nicht zu verglühen, sondern weiterleben zu müssen, weitermachen zu müssen mit dem Erkämpften, Erkannten, Erprobten, bis auch der letzte es herbeten kann, ist tragisch: Immer geht es um Arbeit und Liebe und Geld und Film und Film und Film.

Aber jetzt ist Godard ein genialer Greis, ein Alterswahnsinniger, ein Klassiker, ultraklassisch und immer wieder neu, interessant und verwertbar. In »Vorname Carmen« hockt er als »Onkel Jean« angetan mit einem Mantel, die nackten Füße in Straßenschuhen, auf dem Boden mit einem Ghettoblaster auf der Schulter, von dem er sagt: »Meine neue Kamera, sie macht Musik.« Hip-hop-hippedy-hop/ Don't stop that body rock. MUSIQUE. Es ist Beethoven, es hätte auch Bach sein können: »Eine Musik, die die Geschichte der Musik markiert hat, eine Musik, die zugleich Praxis und Theorie der Musik ist«. Die Musik formt den Film, sie modelliert, schafft Raum für Ideen, fordert Anschlüsse. Welches Bild muß auf das Bild von einer Geige folgen, die den Ton aushöhlt?

Von den Dreharbeiten zu »Vorname Carmen« berichtet der wunderliche alte Meister: Für die Liebesszenen sollten sich Darsteller und Techniker Skulpturen von Rodin ansehen, sie lehnten ab, es wurde nichts daraus. Am Schneidetisch fiel Godard wieder ein, was ihn an Rodin denken ließ: Die Vorstellung von einem Bildhauer, der mit den Händen eine Oberfläche bearbeitet, sie langsam aushöhlt. Das ist die Arbeit der Musiker am Ton, das sollte die Arbeit der Streichquartette Beethovens am Film sein. Der Sinn ist nicht vor der Arbeit, sondern *in* ihr.

»Vorname Carmen« ist mit Sicherheit der lustigste Film seit »Week-End« (1967), vor allem weil Godard selbst eine tragende Rolle spielt: einen schrulligen alten Filmregisseur, der von seiner Nichte für ein Filmprojekt engagiert wird, hinter dem sich in Wahrheit ein politisches Verbrechen, die Entführung eines Industriellen verbirgt. Diese Geschichte und das ganze Carmen-Liebesdispositiv, das natürlich auch eine Rolle spielt, kann man durch das hohe Tempo des Films nur ahnen, sie wirken wie Stichwortgeber für ein Bombardement von lustigen Sätzen und Ereignissen. Stand-Up Comedy.

Wer, wie viele junge Leute, bisher das Glück hatte, noch nie einen Godard-Film gesehen zu haben, hier bei »Vorname Carmen« hat er Gelegenheit einzusteigen jenseits der Godard sonst eigenen beziehungsweise nachgesagten Verdichtungen und Vergrübeltheiten. Tempo, Spaß sowie eine Ahnung seines filmischen Konzepts sind drin.

Konkret 07/84, S. 82

Diedrich Diederichsen

Notizen

Völker, hört das Banale!

Die SPD ist groovy geworden. All die frischen Newcomer im Vorstand. Die swingenden neuen Leftys, die gleichzeitig Aufrüsten und Abrüsten in einem Konzept unterbringen können, die avantgardistischen Spots zur Europa-Wahl mit ihren inneren Monologen, irgendwo zwischen Alexander Kluge und Inge Meysel und der 1A-Generalsekretär und Chefideologe Glotz, der August Bebel der Microchip-Generation mit seinen »Sozial gesteuerten Innovationen«, eine Formel, die man sich sprachlich, inhaltlich, semiowasweißich und historisch auf der Zunge zergehen lassen muß. Das alles ist jetzt über uns hereingebrochen. Eine SPD, die man nicht mal mehr revisionistisch nennen kann, weil sie nämlich innovativ geworden ist. In ganz anderen Dimensionen verkehrt. So neu. So Nuklearzeitalter. So Silicon Valley.

Doch auf der Hinterbank, auf Landeslistenplatz 22, im Herzen des Hurrikans von Hans Apels Bauchspeicheldrüse, in verstaubten vergessenen Ausschüssen des Bundestages auf den Anklagebänken der Bonner Steuerparteispendenhinterziehungsgerichtsbarkeit, gibt es auch noch die alte SPD, die Sozialdemokraten, die mit dem Bluthund, die die uns verraten haben. Sie können einem leid tun. Mir jedenfalls sind sie richtig sympathisch.

Und als gestandene Revisionisten haben sie wenigstens noch eine Beziehung zu den ARBEITERN, verkehren im selben Kosmos. Und die Arbeiter haben bekanntlich gesungen. ARBEITERLIEDER. Und jetzt war ja Europa-Wahl. Und der Europawahlkampf stand ja ganz im Zeichen des Gesanges. Die CDU ließ vielsprachig Deppen trällern, die Friedensliste von dieser Tochter mit dem Doppelnamen ließ die bots plärren und die sozialistische Fraktion im Europaparlament bringt eine Schallplatte mit Arbeiterliedern auf den Markt. Verantwortlich zeichnet Rudi Arndt, SPD.

Nun habe ich nichts gegen Arbeiterlieder. Es gibt schöne solche. Von Bert Brecht, John Lennon, The Jam, den frühen Ton, Steine, Scherben, Curtis Mayfield (»Move On Up«), Chic (»At Last I Am Free«). Und im Moment höre ich gerne »We're Not Gonna Take It« von Twisted Sister, ein brillantes, sehr proletarisches Agitationslied mit Heavy-Metal-Musik. Auch der »Rote Wedding« war toll.

Doch nichts davon auf dieser Platte. Statt dessen unter anderem eine Komposition von Theodorakis, in dessen Musik einfach zuviel Knoblauch, Weißkrautsalat, Ziegenmilch, Joghurt und Schafskäse eingearbeitet ist, um halbwegs genießbar zu sein. Dann natürlich das von Portugal-Veranstaltungen sattsam bekannte Grándola Vila Morena, das allenfalls für Otelo-de-Cravalho-Nostalgie taugt (Der Mann erwartet zur Zeit seinen 51. Prozeß wegen Aufrufs zu Straftaten und sitzt natürlich nicht im Europaparlament und säße da auch nicht, wenn Portugal, wie es Kanzler Kohl heute gefahrlos wünschen kann, Portugal EG-Mitglied wäre). Ich weiß, daß es keine Kausalbeziehung zwischen dem Scheitern der portugiesischen Revolution und diesem Lied gibt. Aber ich laste es diesem Folklore-Gesülze dennoch an, daß Otelo sitzt. Dann sind da Lieder aus Ländern mit germanischen, aber nicht deutschen Dialekten, die sich schon lautlich kaum bewältigen lassen und in denen Worte wie »Komroode« oder »Fortschrett« oder »Morgenrood.« oder »Arbetlose« das geistig-kulturelle und politische Umfeld andeuten, dessen Bestimmung aber ohnehin das Cover erleichtert, das im Stile einer 70er-Jahre Selbstdarstellungsbroschüre eines mittelständischen Unternehmens abstrakte rote Fahnen zeigt. Das englische »The Red Flag« ist dann auch das schönste Lied auf der Platte, neben »Bella Ciao« und der »Internationale«, guter, harter Kampf-Pop.

Am schlimmsten aber ist gerade der Mißbrauch der Internationale für den gemeinsamen Markt. Daß sich Eugene Pottier unter »international« etwas anderes vorgestellt hat als das vereinte Europa Konrad Adenauers und Charles de Gaulles, für das sein Song nun wirbt, das sollte die SPD doch wissen, oder zumindest sollte sie genügend Pietät aufbieten, um zu verhindern, daß ihr Name in Form des Namens des Genossen Arndt druntersteht.

Aber die SPD hat eben zur Zeit etwas ganz anderes zu tun, als sich um so etwas irrsinnig Anachronistisches wie diese Platte zu kümmern. Sie hat anderes zu tun, als sich um traditionsmeiernde Platitüdensammlungen in Billigcovern zu kümmern, sie kann sich überhaupt nicht mehr um Arbeiterlieder kümmern, nicht einmal mehr um Arbeiter allgemein, die SPD erneuert, innoviert, erobert die Zukunft.

Ist das nicht maßlos traurig? Alles was geblieben ist, ist eine schlechte banale Sammlung von ollen Kamellen. Der Rest des Sozialismus verfeuert, ohne Rückstand, in den Hochöfen der Geschichte. Man möchte sich mit Rudi Arndt zusammensetzen und weinen. Hört auf, Völker, geht kacken!

Henryk, der Gewendete

Daß der Überbau sich langsamer umwälzt als die Basis, brauchen die so nicht zu wissen, die da wälzen und wenden. Nach der Wende bei den Renten, bei Kindergeld, Mutterschaftsgeld und Studienbeihilfe nun die Wende bei den Sitten: zum Beispiel in Sachen Schwangerschaftsabbruch. Von Anfang an mit dabei Bauers »Praline«, das Blatt, in dem alles schweinchenrot ist: Offene Schenkel, Tumore und Tomatenauflauf. Zwei Serien beackern eben das Terrain: In »Wenn junge Mädchen abtreiben - ein ganz trauriges Schicksal« verfolgen ungeborene Kinder ohne Kopf ungewordene Mütter im Traum. In »Ein Mann, ein richtiger Mann!« schwärmen richtige Männer von dem neuen unbekannten Abenteuer des Sex ohne Pille.

Nicht russisch Roulette im Bett, aber den neuen richtigen Mann dazu propagiert wendebewußt nun auch »Petra« vom Jahreszeitenverlag. Fasziniert davon, wie Klaus Kinski ihr aus gelben Zähnen den Zahnstocher vor den Teller spuckt, ist im Mai-Heft eine Brigitte Blobel. Und eine andere Daisy Duck aus der Dose, Lilli Palmer, über die Gleichberechtigung: »Ich war immer die Unterlegene. . Und ich glaube bis auf den heutigen Tag ... daß der Mann in einer Beziehung der Führende sein muß.«

Es gibt Frauen, die besser nicht den Mund aufmachten, außer bei Essen und Fellatio. Und Männer, die auch nichts dafür können: wie Henryk M. Broder. Ober strickende und in Simulationswehen versunkene Softies witzelt er mit Gratismut zwischen Janine D. und Placentubex C. Broder: »Inzwischen fängt das Blatt an, sich zu wenden. Auch die ältesten Softies können die Tatsache nicht übersehen, daß ihre Konjunktur abflaut.« Gewendet hat das Blatt, die einst - in Grenzen - liebenswerte und bemühte »Petra«, ganz einfach ein neuer Mann an der Spitze: Der Mann heißt Andreas Millies. Als - so wills die Branchen-Anekdote - seinerzeit beim »Playboy« in München ein Mitarbeiter von Joesph Roth schwärmte, verfügte besagter Millies: »Sofort engagieren den Mann!« Daß er seinen Chefredakteursposten verwandtschaftlichen Beziehungen besonderer Art zu Axel C. Springer verdanke, wird erzählt. Wir glauben das nicht. Er ist einfach der richtige Mann. So wie Lilli Palmer einfach ihr richtiger Hintermann.

Lachen mit Svende

Am 9. Mai kam Post von Svende Merian mit der Bitte um »Dreiecksgeschichten«. Einzusenden bis zum 5. Juli. Für eine Anthologie. Bei Rowohlt. Das ist der Verlag, der neuerdings, gesicherten Gerüchten zufolge, Manuskripte mit dem Vermerk »zu literarisch« zurückschickt.

Natürlich haben wir uns, bei dem knappen Termin, sofort aufgemacht und ein paar Dreiecksgeschichten angefangen. Und schon da! »Novelle. Denk ich an Capri, dann denk ich auch an Gina. Die liebte einen Lord. Doch als sie mich sah, die schöne Signorina, lief sie ihm gleich fort. Hahahahaha. Lalalalalalalala.« Übrigens nicht vergessen: Der lachende Vagabund wird sechzig!

Zitat

»Die politischen Überzeugungen der Bourgeoisie waren immer totalitär gewesen; das heißt, sie hatten die Identität von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft vorausgesetzt, wobei die politisch-staatlichen Institutionen als bloße Fassade angesehen wurden.« (Hannah Arendt: »The Origins of Totalitarism«, 1951)

Und zum neunzigsten Geburtstag gratuliert Heinrich Heine Luis Trenker: »Die Tiroler sind schön, heiter, ehrlich, brav und von unergründlicher Geistesbeschränktheit. Sie sind eine gesunde Menschenrasse, vielleicht weil sie zu dumm sind, um krank sein zu können.«

Konkret 07/84, S. 84

Dagmar Ploetz

Heirats-Anzeiger

Was Frauen, auf den Binde-Strich treibt

In der Schülerzeitung, die Tobias mitbrachte, hatten sich die Siebtkläßler einen Spaß daraus gemacht, ihre frischverheiratete Lehrerin in einem Comic zu verbraten. Da steht sie, vor der Wohnungstür, und müht sich ab mit ihrem neuen überdimensionierten Namensschild: Constanze Müller-Ponkraz-Weidenborn. Nichts zu machen, das Ding steht über, und so nagelt sie sich damit die Tür vor der Nase zu.

Ein Witz aus der bayerischen Provinz, dachte ich und dachte nicht mehr daran, bis ich entdeckte, daß es obigen Letternbandwurm tatsächlich gibt. Mit eigenen Augen sah ich, wie er die Druckspalten der Kandidatenliste (SPD) zur bayerischen Gemeinderatswahl ausbeulte. Und sogleich erschien dann vor meinem inneren Auge der Fuß dieser fortschrittlichen Frau, den die ehernen Glieder ihrer Namenskette am Fortschreiten hindern. Ich hab da nämlich einen Tick. Und der hat eine Geschichte. Lese ich etwas Vernünftiges und Nützliches, schau ich gleich, wer das geschrieben hat. Stammt es von einer Frau, freue ich mich besonders und merke mir den Namen. In den letzten Jahren nun ist mir das immer schwerer gefallen - wegen solcher Zweifach-Konstruktionen. Schließlich streikte mein Hirn einfach und registrierte nur noch: Doppelname. Vielleicht, ich will das nicht ausschließen, rührt aus dieser Schwäche meine bislang versteckte Aggression gegen die Tandem-Namen. Bevor sich jedoch die Aggression auch gegen die Tandem-Fahrerinnen richtet, will ich sie in ein paar, natürlich vorurteilsvolle, Fragen ableiten. Warum zum Beispiel wählen vor allem Frauen, die sich auch gedruckt sehen (wollen), den Doppelnamen? Da soll doch nicht vorsichtshalber im Vorhinein Bedeutsamkeit suggeriert werden? Für Konvolute wie Maria-Sybilla Rittberg-Ostenau bringt man ja noch musikalisches Verständnis auf oder belächelt freundlich diese Jungmädchensehnsucht nach dem Adelsprädikat. Aber was, um Himmels Willen, hat sich etwa in den Köpfen von Friederike Schnucke-Schnabel oder Gudrun Kruke-Piez abgespielt? Die Qual der Wahl? Warum habt ihr euch das angetan? Das vordringliche Interesse ist doch wohl nicht, den Unterschied zwischen Frau Helga Wolf von nebenan und Frau Olga Bogenreiter-Fuchs vom progressiven Feuilleton druckschwarz herauszupunzen? Oder ist da vielleicht nur subversiver Witz am Werke, träumt frau vielleicht davon, mit einem mehrgängigen Namens-Diner die Computer zu überfüttern?

Gewiß doch, die Bürokraten zwingen uns, wollen wir unseren Namen (unsere Identität?) behalten, zu der nominalistischen Notlösung. Aber müssen wir deshalb unsere Unverwechselbarkeit gleich rund um die Uhr dualisieren? Genügt der leidige Doppelname nicht für Paß und Bankkonto? Denn wir haben doch nicht Angst davor, »die Leute« könnten andere als eheliche Bande zwischen uns und dem Geliebten vermuten? - oder gar uns die Kinder von der Mutterbrust reißen, nur weil der Nachname mal nicht übereinstimmt? Was also treibt euch, Genossinnen, auf den Binde-Strich? Jetzt, wo wir es endlich (fast) geschafft haben, das »Fräulein«-Unwesen zu stoppen, ist plötzlich am bloßen Namen abzulesen, wer verheiratet, wer ledig ist. Zufall? Aber bevor ich noch unterstelle, daß das ganze Namensbrimborium nur einen Zweck hat, nämlich schwarz auf weiß zu verkünde , man sei zwar wahnsinnig emanzipiert, doch trotzdem attraktiv genug, einen Mann zu fesseln - also, davor mache ich lieber Schluß. Warnend aber. Denn, wohin soll das alles führen? Wenn sich dereinst Mariechen Rittberg-Ostenau mit Fritzchen Schnucke-Schnabel paart...

Konkret 07/84, S. 86

Reinhold Jaretzky

Aufklärungs-Unternehmer

Gemeinsam mit Brecht, der ihn einen seiner wenigen Lehrmeister nannte, schrieb er Stücke und versuchte das Kommunistische Manifest in Hexameter-Verse zu übertragen. Doch blieb er ein intellektueller Bürger, der nur einen Schritt weitergehen wollte, als es der ideologische Anstand seiner Klasse zuließ. Die Nazis, die ihn ausbürgerten und seine Bücher verbrannten, konnten seinen Erfolg nicht verhindern. In Vergessenheit geriet Lion Feuchtwanger, der in diesen Tagen 100 Jahre alt geworden wäre, erst nach dem Krieg

»Die Vernunft ist Gottes erstgeborenes Kind, und ihr hänge ich an«, hieß seine unproblematische Weltanschauung. Und 584mal, führte er buchhalterisch an, habe ihn die Dummheit der Welt bis zur Betäubung verwirrt. Sein unerschütterliches Selbstbewußtsein hatte philosophische Gründe. Es war der Stolz auf die geistesgeschichtliche Tradition, der er verbunden war: den französischen und deutschen Aufklärern, Hegel voran, und der Kultur des jüdischen Volkes, in das er hineingeboren war, und das ihm als eine Ansammlung von Literatur-Gelehrten eine willkommene Heimat war, die Heimat eines Intellektuellen.

Kaum ein Schriftsteller, der so wenig auf den Mythos des Poeten setzte wie er: Er könnte, sagt er, »in der Stunde bis zu sieben Seiten Schreibmaschine schreiben, bis zu 30 Zeilen dichten«, und dabei um 325 Gramm abnehmen. Das Schreiben betrieb er ganz professionell, nach einem festgelegten Tagesablauf, mit einer dienstbereiten Sekretärin zur Seite und einer zwanzigtausendbändigen Bibliothek im Rücken. Seine Romane diktierte er, und zwar auf unterschiedlich farbigem Papier, um die Entwicklungsstadien des Werkes anzuzeigen, von den ersten Gedanken und Erwägungen bis zum vollendeten Manuskript. So entstand ein umfangreiches Werk von Dramen, Essays und Romanen. Seit Mitte der zwanziger Jahre fanden seine Bücher eine internationale Lesergemeinde, und als die deutsche Literatur 1933 ins Exil ging, gehörte er neben Thomas Mann zu den meistübersetzten deutschsprachigen Gegenwartsautoren. »It's nearly like Feuchtwanger« soll in England das höchste Lob gewesen sein, das einer ernten konnte, erinnert Thomas Mann und fügt mit ironischem Unterton hinzu, was er von der Feuchtwangerschen Literatur hält: »Solid und unterhaltend, seriös und das, was die Englischen readable nennen.«

Ein Buch allerdings wurde von vielen seiner Freunde mit Kopfschütteln aufgenommen und brachte ihm später in der westlichen Öffentlichkeit viel Feindschaft ein: der Bericht »Moskau 1937«. Feuchtwanger hatte 1936/37 die Sowjetunion besucht und anschließend seine Eindrücke und Überzeugungen (mit einem Seitenhieb auf den abtrünnigen André Gide) emphatisch zu Papier gebracht: »Es tut wohl, nach all der Halbheit des Westens ein solches Werk zu sehen, zu dem man von Herzen Ja Ja Ja sagen kann«, schrieb er und schwärmte von dem »Experiment, ein riesiges Reich einzig und allein auf der Basis der Vernunft aufzubauen«. Das zu bekennen, war 1937, zur Zeit des Stalin-Kults und der Moskauer Prozesse, nicht gerade opportunistisch. Es hat dann auch nach dem Krieg den McCarthy-Apparat gegen ihn in Bewegung gebracht und die deutschen Buchhändler zum stillen Feuchtwanger-Boykott veranlaßt. Dabei war er niemals Kommunist. Was ihn für den Sozialismus einnahm, hielt er auch dem amerikanischen Kapitalismus zugute - Aktionsfeld Hegelscher Vernunft zu sein. Nur daß dies im Westen eine Sache der Vergangenheit war und im Osten eine der Zukunft.

Auf stille Art die Welt verändern

Bei Disputen mit Leuten, die Feuchtwangers Bücher nicht mochten, schreibt Brecht, »geriet ich häufig in Streitigkeiten, wenn ich den Rang, den ich seinen Büchern anwies, mit ihrer Gescheitheit begründete, und man ihre Gescheitheit zugab: und gerade darum ihren Rang bestritt: Bei den Deutschen wird bekanntlich ein scharfer Unterschied zwischen dem Dichten und dem Denken gemacht.« Feuchtwangers gescheitester Roman ist für die Deutschen, zumal die Bayern, nicht sehr schmeichelhaft: »Erfolg. Drei Jahre Geschichte einer Provinz«. Als das Buch 1930 erschien, fühlten sich tief verletzt: das Volk der Bajuwaren, dessen Anfälligkeit für alles Rückständige und damit Abgründige der Roman auf liebevoll-ironische Weise bloßstellt; dann die Nazis, die sofort von Verbannung sprachen und drei Jahre später damit auch ernst machten. Feuchtwanger erzählte nämlich schon vor Hitlers Inthronisierung einschlägige Geschichten vom nazistischen Umfeld, vom Biertisch- Zorn der Kleinbürger und von Kontakten zu den Mächtigen. Auch geht es über 800 Seiten um jene alte Justiz, die bereits auf die Nazis setzt und mit ihrer ganzen Macht loszieht gegen die »Saubande« der Demokraten.

Unter dem Einfluß der Neuen Sachlichkeit bemüht sich Feuchtwanger in diesem Schlüsselroman über die Zeit des Hitler-Putsches von 1923 um neue Ausdrucksmittel: Er montiert Dokumente und Statistiken, spricht viel und mit Begeisterung von Technik und Rekorden, und über allem steht die Ästhetik eines neuen Mediums, das hier zu Literatur werden soll: der Film. Alle Mittel sind ihm recht, die Wahrheit mitzuteilen, und in keinem Buch bekennt er sich so nachdrücklich und naiv zum Pathos der Aufklärung wie hier: »Das einzige Mittel, die Welt zu verändern, ist, sie zu erklären. Erklärt man sie plausibel, so ändert man sie auf stille Art, durch fortwirkende Vernunft.«

Von »Erfolg« abgesehen, war Feuchtwanger in der Literatur konservativ. Vollgestopft mit dem Bildungsgut einer humanistischen Erziehung und gegängelt von der unnachsichtigen Orthodoxie seines Elternhauses, stürzte sich der

schwächliche Musterschüler, Sohn eines Jüdischen Margarinefabrikanten, als das Schulpensum hinter ihm lag, in die Fin-de-siècle-Stimmung seiner Zeit. Das Münchener Schwabing hielt für die Bürgersöhne, die um ihre materielle Existenz nicht fürchten mußten, Fluchtangebote aus der Welt der väterlichen Wohlanständigkeit bereit. Feuchtwanger spielte hier den lässigen Bohemien, schrieb hochnäsige Kritiken und auch verunglückte Prosa- und Dramenliteratur, schwülstig und verkitscht, in der viel von Nietzsche und von Todessehnsucht die Rede ist.

Seine Stunde kam erst mit dem Weltkrieg. Als nämlich um ihn herum Patriotismus und Kampfstimmung aufrauschten, fand er, auf den der jüdische Moralkodex seine Wirkung nicht verfehlt hatte, über Nacht zu seiner Botschaft: als ein gereizter Kriegsgegner mit einem Hang zu asiatischer Verweigerung. Seine Stücke, handwerklich sicher gebaut, machte er zum Sprachrohr einer pazifistischen Verzichtsphilosophie, großer Erfolg und Weltruhm stellten sich dann einige Jahre später ein: mit »Jud Süß«, seinem ersten Roman, einem kolossalen Geschichtsgemälde, in dem er den tödlichen Sturz des gerissenen Finanzgenies Josef Süß Oppenheimer mit viel Psychologie und dem bunten Ambiente des württembergischen Hoflebens nacherzählt. Der Gerechtigkeitsfanatiker Feuchtwanger greift tief in die Geschichte, um da einem, dem allzu vordergründig der Prozeß gemacht wurde, nachträglich zum Recht zu verhelfen, und es gefällt ihm zugleich, die unerhörte Skrupellosigkeit dieses Geld-Juden mit Lust auszubreiten - nur wird der schließlich einsichtig und überläßt sich vergnüglich seinem jüdischen Schicksal. Feuchtwanger schrieb hier mit historischer Bildung und philosophischer Originalität einen Geschichtsroman, der als Genre bis dahin auf das Niveau einer Kostüm-Klamotte heruntergekommen war.

Warum dieses Buch, das die Nazis später mit ihrem Film umfunktionierten, einer der größten Welterfolge des deutschen Romans im 20. Jahrhundert wurde, ist nicht so leicht zu erklären. Sicher ist es spannend wie alle zukünftigen Romane Feuchtwangers. Der Autor waltet stets wie ein Erzähler des 19. Jahrhunderts allwissend über dem Geschehen. Er erzählt dramatisch, auf Höhepunkte zu, springt von Schauplatz zu Schauplatz, schlüpft jeden Augenblick in die Haut eines anderen. Dabei ist ihm die Form des Erzählens kein Problem. Er setzt, und das mag seinen Erfolg zum Teil erklären, auf ein altmodisches Lesevergnügen, treibt einen hohen Sprachaufwand, erzählt expressiv, emotional, verschwenderisch, liebt es bunt und geballt - manchmal allerdings ermüdet gerade dies den Leser. Denn Feuchtwanger geht mit der Sprache recht umständlich, ja lieblos um; ein Sprachkünstler ist er nicht. Seine Stärke ist der kräftige Entwurf der Figuren und der solide Bau des epischen Gerüsts. Und dann noch, was bei den Groß-Kritikern und kleinen Matadoren auf wenig Zuneigung stößt: Er hat etwas zu sagen. Der Weg des schöngeistigen Individualisten zum engagierten, revolutionsbereiten Bürger ist das große Thema und der emphatische Imperativ seines Romanwerks, denn diesen Weg der Erkenntnis ist er in den zwanziger Jahren selbst gegangen: als sein Dialog mit Brecht begann, als die Neue Sachlichkeit ihn aus der Innerlichkeit hinaustrieb und als er dann in Berlin mit politischer Justiz und linken Massenbewegungen in Berührung kam. Er begleitet mit seinem Roman die Zeitgeschichte, und er denunziert mit Scharfblick und ironischem Vergnügen. Er ist ein hoffnungsloser Optimist, wenn er über seine Arbeit nachdenkt. »Die Wahrheit«, sagt er, »die der Schriftsteller heute verkündet, wird ein Politiker morgen oder übermorgen in die Tat umsetzen.«

Kampf gegen die Majorität der Blinden

Er war davon überzeugt, daß politische Not und Exil den Schwachen schwächer, aber den Starken auch stärker macht. Deshalb hat er, als die Nazis ihn auf die erste Liste der Ausgebürgerten setzten, sein Haus mit Bibliothek und Manuskripten verwüsteten und ihn bis nach Frankreich hinein verfolgten, vom Faschismus nicht mehr absehen können, wenn er schrieb. In dieser Hinsicht war er einer der Konsequentesten und auch Wirkungsvollsten. Sein erster Anti-Hitler-Roman erschien 1930, und seinen ersten Roman über das neue Nazi-Deutschland gab es schon im Jahr der Flucht, im Oktober 1933: »Die Geschwister Oppermann«, ein Aufklärungsbuch, aber mehr noch eine Abrechnung mit dem gutgläubigen Deutschen und ahnungslosen Intellektuellen, der sich seine unpolitische Existenz noch zugute hält. Feuchtwanger läßt sie alle erbarmungslos scheitern, denn ihre naiven, wohlmeinenden Erklärungen sind unbrauchbar geworden. Mit dieser »meistgelesenen Darstellung der deutschen Kalamität« (Klaus Mann), die ein internationaler Bestseller wurde, rückte der Bürger Feuchtwanger ein Stück weit ab ion seiner Klasse und ihrem Weltverständnis, mit der stillen Hoffnung auf ein ganz anderes progressives Bürgertum. Er bevorzugt die historischen Stoffe »nur um der besseren Perspektive willen, in der Überzeugung, daß man die Linien eines Gebirges aus der Entfernung besser erkennt als mitten im Gebirge«. Seiner dezidiert antihistorischen Überzeugung nach ist Geschichte nur Wiederkehr des Immergleichen, in deren Verlauf der Fortschritt zäh und beständig voranschreitet. Fortschritt, und hier schneidert ein Intellektueller Geschichte ganz auf seine Rolle zu, ist dabei »der Kampf einer winzigen, urteilsfähigen und zum Urteil entschlossenen Minorität gegen die ungeheure, kompakte Majorität der Blinden, nur vom Instinkt Geführten, Urteilslosen.« Feuchtwanger hat nie einen Hehl aus seiner Hochschätzung der Intellektuellen gemacht, er glaubte an ihre, seine Allmacht, ja er freute sich kindisch darüber. Nur daß er daraus gerade die Kraft bezog, aufzuklären und politisch zu agieren.

Schloß mit Blick aufs Meer

Im kalifornischen Pacific Pallisades, das auch New Weimar genannt wurde, weil hier inzwischen die deutsche Literatur zu Hause war, baute sich der Weltbürger Feuchtwanger, der über seinen erzwungenen Auslandsaufenthalt manchmal sogar ins Schwärmen geriet, eine neue Existenz auf, nachdem er aus einem französischen KZ vor den deutschen Truppen geflohen war. Am Pazifik bewohnte er das schönste Anwesen unter den Emigranten, ein kleines Schloß mit Blick auf Meer und Gebirge, mit 20 Zimmern und Is einer Bibliothek, die heute a s die kostbarste Privatsammlung der Welt gilt. Immer wieder bestaunte er ungläubig seinen Erfolg und ließ andere daran teilhaben; manche Emigranten, darunter Heinrich Mann, lebten von seiner Unterstützung. Als nach dem Krieg die Exilgefährten nach Deutschland zurückkehrten, hatte er sich auf eine langjährige Arbeitsklausur eingerichtet, ein Einsiedler am Pazifik, umgeben von dem neuen, antikommunistischen Amerika, bespitzelt, befeindet und regelmäßig geladen von politischen Untersuchungsbehörden. Hier hielt er in seinen letzten Jahren mit Romanen über revolutionäre Helden des 18. Jahrhunderts selbstversichernd Rückschau auf seinen eigenen Weg. Das westliche Deutschland hat sich für ihn nie interessiert, und man hat das später auch begründet: mit dem Sprachverlust Feuchtwangers im Exil, oder ganz energisch, wie Reich-Ranicki, mit der kunstlosen Trivialität der ganzen Feuchtwangerschen Prosa. Nur daß Ranicki dies erst entdeckte, nachdem er in die Bundesrepublik übergesiedelt war, während er zuvor noch über Feuchtwangers »Originalität und Kühnheit«, über dessen »stilistische Reife und Vollendung« geschwärmt hatte. Tatsächlich ist Feuchtwanger ein Opfer des Antikommunismus. Er war in den 50er Jahren ein beliebter Gegenstand kleiner, scharfer Zeitungsmeldungen, während seine Bücher weder in Buchhandlungen noch Bibliotheken geführt wurden. Seinen Doktortitel gab ihm die Münchener Universität erst auf Drängen der DDR zurück, in einer Postsendung ohne Begleitschreiben. Und als ihm die Stadt München 1957 den Literaturpreis zuerkannte, hagelte es Protestschreiben, und das Parlament distanzierte sich vier Monate später förmlich von dem »Stalin-Freund«. Das alles zielte wohl weniger auf den Literaten, über den ein glattes Urteil schwer zu fällen ist, und der wohl kein Erneuerer und kein Experimentator war. Nur kann seine, die alte, Form eben ganz gut neben der neuen bestehen.

Konkret 07/84, S. 90

Matthias Altenburg

Bücher: Mit Anstand überleben

Stephan Hermlin: Äußerungen 1944-1982, Aufbau-Verlag 1983 (erhältlich über Brücken-Verlag, Düsseldorf), 454 Seiten, 16 Mark

Wie oft habe ich Hermlins letztes Buch »Abendlicht« gelesen? Dreimal, viermal Meine Erwartung an Prosa hat sich verschoben seitdem. Ein Tonfall ist geblieben, eine Melodie, der Doppelklang von Hymne und Elegie. Man muß schon das Gequassel des Feuilletons vergessen, muß wieder lesen lernen, um diesen hundertzwanzig Seiten gerecht zu werden *

Literatur lädt zum Vergleich ein. Ganz konkret und sehr allgemein. Aber Stephan Hermlin ist weit entfernt von dem, was wir so schlankweg *unsere Wirklichkeit* nennen. Eher versucht er zu erfassen, was das denn sei, die Realität. Der zur Leipziger Buchmesse erschienene Band mit »Äußerungen« versammelt Interviews, autobiographische Aufzeichnungen, Reportagen und vor allem Essays aus den Jahren 1944 bis 1982. Daß der Lyriker Hermlin verstummt ist, der Erzähler nur sehr sparsam produziert, der Publizist aber seit vierzig Jahren über eine konstante Produktivität verfügt, deutet auf eine eigentümlich »innere Geschichte« hin, jene innere Geschichte, die Karl Immermann das »erste und letzte beim Dichter« nennt.

Zunächst die äußere: 1915 als Sohn einer Chemnitzer Bankiersfamilie geboren, tritt Hermlin fünfzehnjährig in den Kommunistischen Jugendverband ein. Von 1933 bis 36 Widerstandsarbeit in Berlin. 1936 Emigration über Ägypten, Palästina und England nach Frankreich. Kämpfer in der Résistance und im spanischen Bürgerkrieg. Nach 45 gestaltet er gemeinsam mit Hans Mayer das literarische Programm von Radio Frankfurt/M. 1947 Umzug nach Ostberlin. Hermlin übernimmt Funktionen in Akademie und Schriftstellerverband, legt aber 1963 alle offiziellen Ämter nieder.

Die Spannung ist offenkundig. Gut behaust, entscheidet sich einer für die Straße; aufgewachsen mit Poesie, wählt er die Aktion, wird »spätbürgerlicher Schriftsteller und Kommunist« (Hermlin über Hermlin).

Gesucht wird eine Form, die diesen Widerspruch aushält, die nicht nach vorschnellen Synthesen verlangt. Gefunden wird der Essay. Er ist die Möglichkeit zur Möglichkeit. »Something between talking and writing« nannte Virginia Woolf das Genre. Überhaupt ist der Essay *bet□ een*Zwischen Bild und Begriff, zwischen Wissenschaft und Dichtung, zwischen Nähe und Distanz. Er gründet auf Anschauung und Reflexion, ohne sich in einer von beiden zu erschöpfen. Er ist, wie Brecht es für das epische Theater formulierte, weniger am Ausgang als am Gang eines Gedankens interessiert. Er bildet Gedankenprozesse ab und gibt »eine Momentaufnahme des nicht anders als in Momentaufnahmen Faßbaren« (Musil). So werden die Leser beteiligt, ohne überrumpelt zu werden.

Geschichte wird im Augenblick gebannt: Hermlin beschreibt die Erinnerung an einen Julitag des Jahres 1935. Er ist Laufbursche in einer Berliner Druckerei. Im Treppenflur des Hauses, wo er einen Umschlag mit Visitenkarten in den Briefkasten des Kunden geworfen hat, hängt ein Plakat der Arbeitsfront. Heimlich will er eine Losung darauf schreiben, schreibt die ersten Worte und wird überrascht. Die beiden sehen sich wortlos in die Augen, zögern, schleichen schließlich aneinander vorbei, der eine nach oben, der andere ins Freie. Die Starre ist gelöst, es folgt das Stakkato von Angst, Angst, Angst.

Es wird in Möglichkeiten gedacht: Wenn ich verraten werde, dann... Berlin, Lidice, Oradour sahen anders aus, könnten heute noch anders aussehen, wenn nicht... Aus dem Konkreten entspringt die Vision, als Erinnerung, als Befürchtung, als Sehnsucht. »Holocaust« war der Schauer der langen Fernsehabende. Vergessen nach dem nächsten Thriller, der nächsten medialen Erregung. Hermlin braucht drei Seiten und ein Treppenhaus, um festzuhalten: auch das, auch dieser Augenblick war Faschismus.

Das Pathos der frühen Essayistik ist verschwunden im Laufe der Jahre, die schönen, allzuschönen Metaphern. Stattdessen ein Zug von Bitterkeit, von Resignation. Auch Scham über die eigenen Irrtümer. 1949 hatte Hermlin behauptet, Majakowski sei von Konterrevolutionären zum Selbstmord getrieben worden. Heute korrigiert er: »Ihn peinigten nicht die zu Tode, die ich verdächtigte, sondern seine eigenen (und auch meine) Gesinnungsgenossen, deren Namen ich später erfuhr, von denen ich manchen selber kannte.«

Irrtümer, als solche eingestanden, machen vorsichtig. Zu oft hat das Verdikt der selbsternannten Kunstrichter zu mehr als nur zum Rufmord geführt (Jessenin, Majakowski, Babel). Zu rasch galt der Linken als Dekadenz, was bloß Verzweiflung war (Trakl, Kafka, Musil). Hermlin war nie der Verkünder einer normativen Ästhetik. Wem Poesie »die genaueste, die ergiebigste Haltung der Realität gegenüber ist«, der grenzt nicht aus, der integriert, macht nutzbar, was nützlich ist. Nur einmal auf vierhundertfünfzig Seiten wird der sozialistische Realismus erwähnt. Er sei eine Methode, mit der sich die sozialistischen Schriftsteller der DDR intensiv beschäftigten. Der Satz wurde 1955 geschrieben; heute wäre er falsch. Von jenem Dingsbums ist kaum mehr die Rede.

Hermlin eröffnet den Zugang zu großen, uns bisher fremd gebliebenen Gebieten der Literatur. Manches bleibt fremd. Seine »tiefe, fast unmäßige Bewunderung für den Schriftsteller Thomas Mann«, seine Vorliebe für das Adjektiv »nobel«, für das Substantiv »Noblesse«. Das mag damit zu tun haben, daß für Hermlin Marxismus und Dichtung immer die zwei Möglichkeiten waren, mit Anstand zu überleben.

Ob es nun eine, zwei, oder was-weiß-ich-wieviel deutsche Literaturen gibt, das ist so ziemlich egal. Aber: so gern die Bücher von Christa Wolf, von Fühmann und Hermlin hier gelesen, vielleicht auch verstanden werden, sie hätten hier niemals entstehen können. Um »Abendlicht«, um »Kassandra«, um solcherart unruhige Bücher zu schreiben, braucht's die Ruhe einer anderen Zeit.

Bert Brecht ist tot. Eigentlich war er niemals Kommunist, no, no, no, no, never (siehe FBI-Akten). Anna Seghers ist tot. Eigentlich war sie eine religiöse Schriftstellerin (siehe Reich-Ranicki). Stephan Hermlin ist »Erich Honeckers literarisches Sprachrohr«, er ist der »Eisheilige der neuen Emigration des Sozialismus« schreibt Erzengel Michaelis in der »Zeit«. Hermlin hat Pech; er lebt. Wenn er tot ist, wird er eigentlich ein Dissident gewesen sein.

Konkret 07/84, S. 91

Otto Köhler

Bücher: Mogelpackung

Ernest Hemingway: Ausgewählte Briefe 1917-1961. □ Glücklich wie die Könige□ . Hrsg. von Carlos Baker. Deutsch von Werner Schmitz, Rowohlt Verlag 1984, 640 Seiten, 58 Mark

Im Dezember 1946 schrieb der Schriftsteller Ernest Hemingway seinem deutschen Verleger Ernst Rowohlt einen Brief: »Mein lieber Ernst. Der Krieg war bestimmt eine Hölle für Sie, und es freut mich, daß Sie nicht zu den zahlreichen Krauts gehörten, die wir in der Schnee-Eifel und im Hürtgen-Wald umgebracht haben. Glauben Sie nicht, dies sei die Sprache des grausamen Siegers, denn Ihr habt an diesen beiden Orten mit Sicherheit viel mehr von unseren Jungs umgebracht als wir von Euch. (Bin froh, daß wir uns nicht gegenseitig umgebracht haben.)«

Im Dezember 1960 starb Ernst Rowohlt. Sechs Monate später legte Ernest Hemingway Hand an sich. Und jetzt, 23 Jahre später, massakriert der inzwischen an den Holtzbrinck-Konzern gefallene Reinbeker Verlag sowohl den Dichter als auch den bisher noch guten Ruf des eigenen Hauses.

1958 hatte Ernest Hemingway verfügt: »Es ist mein letzter Wille, daß keiner der Briefe, die ich je in meinem Leben geschrieben habe, veröffentlicht wird.« Seine Bedenken galten dem Umstand, daß seine Briefe »oft verleumderisch, immer indiskret und oft obszön« seien. Dies macht sie nun gerade interessant. Nach langem Hin und Her stimmte Hemingways vierte und letzte Ehefrau Mary als Nachlaßverwalterin einer Veröffentlichung ausgewählter Briefe zu.

Sie erschien unter dem Titel »Ernest Hemingway - Selected Letters 1917-1961« bei dem angesehenen New Yorker Verlag Charles Scribener's Sons. Das war 1981.

Im Frühjahr 1983 sollte bei Rowohlt die deutsche Ausgabe erscheinen. Doch die Krauts in Reinbek hatten - so hört man - Schwierigkeiten beim Übersetzen. Als dann Tchibo das 400-Gramm-Pfund erfand, dachte man wohl auch bei Rowohlt: Heißluft hilft weiter. Das Ergebnis: eine Mogelpackung, die jetzt Anfang April auf den Buchmarkt geworfen wurde. Sie ist äußerlich so dick wie das US-Original, muß aber für die Kunden um mehr als 200 Prozent ergiebiger sein: Denn auf den 640 aufgeblasenen Seiten sind nur 189 von den rund 600 Briefen des US-Originals gedruckt.

Nach welchen Kriterien der Rowohlt-Verlag seine Auswahl anlegte, ist nicht ergründlich. Vermutlich ging man nach der Bibelstech-Methode vor. 189mal mit dem Messer in den Originalband gefahren - und schon war die Auswahl fertig. Oder man suchte - eine etwas rationalere Editionsmethode - die Briefe heraus, die beim Übersetzen weniger Schwierigkeiten machten.

Trotzdem hätte es nützlich sein können, wenn da, wo des Übersetzers Weisheit aufhört, wenigstens die Lektoren in groben Umrissen über die Geschichte unseres Jahrhunderts informiert gewesen wären. Auch dann, wenn sie sich weit unten in Spanien abspielte, dort wo sich Hemingway 1937 für die Republik und gegen Franco einsetzte. Fußnote auf Seite 278: »Die antiklerikale Bewegung der Zweiten Republik (19311939) unterstützte die Wiederbelebung des Karlistentums, und die Karlisten folgten Franco im Bürgerkrieg.« Doch im Original steht: »anticlerical action helped revive Carlism« - antiklerikale Aktionen verhalfen dem Karlismus zu seiner Wiederbelebung. Gemeint ist natürlich: unfreiwillig. So wie Kanzler Kohl der deutschen Satire zu neuer Blüte verhilft, ohne sie zu unterstützen.

Überhaupt die Fußnoten - diese verräterischen Hinweisschilder für verlegerische Sorgfalt. Hemingways Briefpartner werden dort den deutschen Lesern nur dann vorgestellt, wenn der erste Brief an den jeweiligen Adressaten zufällig mal auch der erste Brief ist, den Rowohlt in seinen Verschnitt übernimmt. Das gilt fast immer auch von den übrigen Personen, die in den Briefen erwähnt werden.

Bei Rowohlt haben sie nur dann eine Kurzbiographie, wenn der Lektor nicht die Mühe auf sich nehmen mußte, im Register des Originals nach der ersten Erwähnung zu fahnden.

Ganze Arbeit leistet Rowohlt gegen Carlos Baker, den Herausgeber der Original-Ausgabe. Er ist ein anerkannter Hemingway-Forscher und hat auch die internationale Standard-Biographie geschrieben: »Hemingway - Die Geschichte eines abenteuerlichen Lebens«. Die Übersetzung erschien 1971 bei der Münchner Edition Praeger. Im US-Original der Hemingway-Briefe hat Baker in Fußnoten - ein nützlicher Leser-Service - immer wieder auf entsprechende oder erläuternde Seiten seiner Hemingway-Biographie hingewiesen. Doch bei Rowohlt tilgte man gewissenhaft und mit großer Sorgfalt jeglichen Fußnoten-Verweis auf Bakers Werk. Ob's daran lag, daß Baker sein Buch im falschen Verlag herausgebracht hatte oder ob die Rowohlt-Lektoren einfach zu faul waren, die entsprechenden Seiten-Zahlen der deutschen Übersetzung herauszusuchen, ändert am leserfeindlichen Ergebnis nichts. Immerhin, Hemingway-Literatur, die bei Rowohlt übersetzt wurde, blieb auch in den deutschen Fußnoten erhalten.

Hemingway schrieb oft großmäulig, vergaß aber vorsichtigerweise, besonders brisante Post einzuwerfen. So 1949 an Kardinal Francis Spellman, dem er - zu Recht - »heuchlerische Arroganz, Feistheit und Vermessenheit« vorwarf. Und dem er ankündigte: »In Europa heißt es, Sie würden der nächste und der erste amerikanische Papst. Solange ich am Leben bin,

werden Sie es nicht werden.« Und so an das »Arschloch«, den Senator und Kommunisten-Jäger Joseph McCarthy, dem er 1950 schrieb: »Ich bin alt, aber ich würde Sie mit dem größten Vergnügen verprügeln. Oder zusehen, wie die Jungs Sie langsam und genüßlich fertigmachen.«

Beide Briefe sind in die Rowohlt-Auswahl aufgenommen. Dafür sind alle Briefe, in denen Hitler vorkommt, gestrichen, obwohl sie nachweislich echt sind. Gut, man mag auf den Brief an Gertrude Stein verzichten, den er pünktlich am 9. November 1923, dem Tag des Hitler-Putsches, aus Toronto schrieb: »Die Zeitungen sind voll von dem Fiasko Hitlers und Ludendorffs. Das hört sich ganz verrückt an.« Unverzeihlich aber ist, daß ausgerechnet in der deutschen Ausgabe der Brief fehlt, den Hemingway am 16. Oktober 1933 seiner Schwiegermutter schrieb. Ach hasse Hitler«, schreibt er damals schon zwischen Familien-Neuigkeiten, »weil er nur auf eines hinarbeitet: Krieg.« Für die Appeasement-Politik der Engländer erfindet er - in einem für Rowohlt-Leser gestrichenen Brief vom 1. Mai 1940 - den Ausdruck »Coitus Britannicus« - »F--ked from the Back with Withdrawal«. Und daß er Hitlers Krieg in Spanien 1937 wiederholt als Generalprobe für den unvermeidlichen europäischen Krieg bezeichnete, sollen wir aus der Übersetzung auch nicht erfahren.

Die »Zeit« hat aus Rowohlts rohem Hemingway-Verschnitt das »Selbstportrait eines toten Schriftstellers - Ich, Ernest Hemingway« kondensiert und druckt das Destillat als Serie - angereichert mit eigenen Falsch-Informationen. Etwa der, daß Hemingway seine 1940 auf Kuba gekaufte Farm »Finca Vigia« wegen der »schlechten Beziehungen zwischen den USA und Kuba 1958« aufgab. Doch 1958 waren die Beziehungen zwischen USA und Kuba vorzüglich, denn noch herrschte der 1933 mit US-Hilfe eingesetzte Militärdiktator und Massenmörder Fulgenico Batista, dessen Soldaten 1958 Hemingways Farm durchstöberten und seinen Hund erschossen. Die schlechten Beziehungen zu den USA begannen erst nach dem 1. Januar 1959, als Fidel Castro Batista gestürzt hatte. Für Hemingway war dies ein Signal zur Rückkehr nach Finca Vigia, die er keineswegs aufgegeben hatte, und die unter dem Schutz eines Mitgliedes der Castro-Regierung stand. Auf dem Flughafen von Havanna wurde er von einer jubelnden Menge begrüßt, küßte die kubanische Fahne, mißbilligte die Feindseligkeiten der USA gegen das neue Kuba und sagte, er fühle sich als echter Kubaner.

Doch mit der »Zeit»-Ente harmonieren die Rowohlt-Kürzungen vorzüglich. Alle Briefe, in denen Fidel Castro lobend erwähnt wird, sind zuverlässig gestrichen. So der Brief vom 24. Januar 1959, in dem Hemingway seinem Verlag schrieb: »Fidel Castro wird sich gegen verteufelt viel Geld durchsetzen müssen. Die Insel ist reich und wurde immer wieder ausgeraubt. Wenn er eine anständige Regierung installieren könnte, wäre es wundervoll. Batista plünderte die Insel leer, bevor er sie verließ. Er muß 600 bis 800 Millionen haben, und damit wird er eine Menge von Zeitungsleuten kaufen - und er hat es schon.«

Gestrichen auch bei Rowohlt der Brief an General Charles T. Lanham, dem Hemingway ein Jahr später schrieb: »Ich bin ein guter Amerikaner und habe mich für mein Vaterland geschlagen so oft ich nur konnte - ohne Bezahlung und ohne Ehrgeiz. Aber ich glaube fest an die Notwendigkeit der kubanischen Revolution.«

Dabei war Hemingway alles andere als ein Kommunist. Das wortgewaltige Zeugnis, das Hemingway 1935 gegen den Kommunismus ablegte, ist übersetzt - selbstverständlich. »Ich kann jetzt kein Kommunist werden«, schrieb er damals seinem sowjetischen Übersetzer Ivan Kaschkin, »weil ich nur an eines glaube: an Freiheit. Der Staat hat mir nie etwas anderes bedeutet als ungerechte Besteuerung«. Die »Zeit« fand dieses Bekenntnis zur Freiheit von Steuern so eindrucksvoll, daß sie damit in großen Anzeigen für ihren Abdruck der Rowohlt-gefaßten Hemingway-Briefe warb - das Resumee eines Schriftsteller-Lebens. Doch gestrichen von Rowohlt wurde, in welch paranoiden Zuständen das endete.

Der deutschen Ausgabe fehlt Hemingways Wahnsinns-Brief aus der Mayo-Klinik vom 4. Dezember 1960 - sieben Monate vor seinem Selbstmord - »an jeden, den es betreffen mag«. Ehefrau Mary, so schrieb er da, habe »kein schuldhaftes Wissen über meine Finanzen«, und sie »weiß nichts von irgendwelchen Vergehen oder illegalen Akten und hatte nur einen völlig oberflächlichen Überblick über mein Einkommen«. Es hatte nichts genutzt, daß Mary in Hemingways Gegenwart den Bankdirektor angerufen hatte, daß der mitteilte, auf dem Steuer-, Spar- und Scheckkonto sei alles in bester Ordnung, Geld für Jahre vorhanden. Am Ende seines Lebens war Hemingway von der Manie beherrscht, dem Staat immer mehr Steuern zu schulden. Hinter jeder Ecke glaubte er Leute vom FBI oder Steuerfahnder zu entdecken, die hinter ihm her seien. In der Brief-Ausgabe aus Reinbek erfahren wir nichts über dieses tragische Lebensende im Verfolgungswahn. Von den elf Briefen seines letzten Lebenshalbjahres sind nur zwei übersetzt.

Im Frühjahr mußte Tchibo vor seiner davonlaufenden Kaffeekundschaft kapitulieren - das Pfund wiegt wieder 500 Gramm. Jetzt im Sommer wird sich zeigen, ob Bücherkunden so mächtig sind wie Kaffeetrinker und die Hemingway-Mogelpackung aus Reinbek vom Markt fegen. Für Englisch-Leser kein Problem. Die Originalausgabe der »Selected Letters« mit dem dreifachen Inhalt gibt es über jede Buchhandlung um ein Drittel billiger als Rowohlts Heißluft-Ausgabe.

Konkret 07/84, S. 94

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Erwin Ferlemann, Vorsitzender der IG Druck und Papier, »eben jener Mann, der zur Zeit als oberster Streikbefehlshaber dafür sorgt, daß Millionen Leser auf ihre gewohnte Zeitungs- und Zeitschriftenlektüre verzichten müssen«, dieser »Oberzensor der deutschen Presse«, wie ihn die zensierte Presse des Springer-Verlags nannte, hat auch seine Meriten. Wäre nicht Hunderttausenden beim Frühstück das Gel-Ei von der goldenen Schnitte gerutscht, wenn des Kulturredakteurs G. Zehm Erwägung,

Subsidiarität ist kein Synonym für Goldschnittengelei,

gedruckt zur »Welt« hätte kommen können? »Der Dienst«, ein Zirkular für Verleger, wirft ihm den Handschuh ins Gesicht:

Eiskalt nutzen sie ihre maßgeschneiderten Streik-Strategien dazu aus, einem 60-Millionen-Volk vorzuschreiben, was es wann, wo und in welchem Umfang lesen darf. Die Leser schließlich, deren Grundrecht auf Information mit funktionären Füßen getreten wird, beißen die Hunde.

Wer wen? Ich warne alle 60 Millionen: Wer an meinem Fox-Terrier knabbert, kriegt eine untbestreikte Samstagausgabe - welcher Umfang! - aufs Maul. Gehen aber die redaktionären Füße ums Grundrecht der Information herum, endet das in der »Bild«-Zeitung so:

Niederschmetternd. Bundeskanzler Kohl in Frankfurt mit Eiern beworfen, Jackett und Brille beschmutzt. Bundespräsident Carstens in Kiel mit einem Pfeifkonzert am Reden gehindert, die Lautsprecheranlage lahmgelegt. Pöbeleien statt Argumente - tief sind wir gesunken! Was würde wohl aus Deutschland werden, wenn die Eierwerfer an die Macht kämen?

Ein Goldschnittengelei (frz.: omelette surprise). Denn, schrieb der maßgeschneiderte Stratege R. Augstein, kurz bevor die getretenen Leser die Hunde bissen,

wir leben noch immer in einem Rechtsstaat. Aber ebenso leben wir in einem Operettenstaat,

und singen: Der Paragraf von Luxemburg

ist seit Jahr und Tag Präsident des Deutschen Bundestages, ja mehr als das: Er ist im Parlament die lebende Verkörperung der Würde dieses Hauses, eine Rolle, die er mit Ruhe und Entschlossenheit ausfüllt. Denn Rainer Barzel ist schwer zu verstehen, wenn man nicht weiß, daß er ein Diaspora-Katholik ist aus Ostpreußen,

und wenn der oberste Streikbefehlshaber dem Georg Schröder nicht drei Wochen Bau verpaßt und die »Welt«-Leser so um die Information gebracht hätte, dächte schon heute keiner mehr, der Würdige sei einem Bohrloch in der Nordsee entbunden worden. Es ist nicht so, daß sie dumm sind, sie wissen nur etwas zu wenig - wie die Leser der »Zeit«, die schweren Herzens in den Dobermann beißen mußten:

Aus Gründen, die durch den anhaltenden Streik bedingt sind, fällt in dieser Ausgabe die Seite »Bildung« aus.

Ein dicker Hund, vor dem aber der Raddatz, selbst subjektiver Faktor im Objektiven, sogleich Männchen macht:

Von der unfertigen, noch nie öffentlich gezeigten Leonardo-Replik gibt es zwei Versionen mit sehr unterschiedlicher Heraldik; bei der ersten fehlte vor allem die Totalfigur seiner vierten Frau Anne (die er als Kunststudentin während seiner Hamburger Professorenzeit im Hause eines Sammlers kennenlernte).

Müßte nicht vorm Hausaltar des Feuilletonisten eine Kerze für jeden Gewerkschafter brennen, der sich - sei es zur Erlangung der 35-Stunden-Woche oder auch nur aus Mangel an Bock - weigern wollte, den Prof. i. Hs. eines Sammlers als frühere Kunststudentin zu entlarven? Aber nein, die vornehmste Pflicht des Redakteurs sei »die Solidarität mit dem Leser«, sagte Theo, und obwohl »auch diese Ausgabe der 'Zeit' vom Arbeitskampf betroffen ist« und »der Umfang leicht reduziert werden mußte«, ging's vorwärts, und nicht vergessen, beim Schreiben und beim Lesen:

Der Tag, an dem die Würfel fielen/D-Day 1944: Hitlers Untergang, Deutschlands Aufgang

Und weil der Mensch ein Mensch ist, drum braucht er was zu lesen, bittesehr; es macht ihn ein Geschwätz nicht satt ... ? Von wegen:

Der Sturm auf das Europa Adolf Hitlers begann. Im Horror des Gefechts wuchsen Angreifer wie Verteidiger über sich hinaus und lieferten Heldensagen von archaischer Gewalt. Cannae, die Katalaunischen Felder und das Lechfeld, Austerlitz und Gettysburg und Königgrätz und Sedan, Port Arthur und Verdun - die großen Schlachten der Historie verblaßten vor den Kämpfen dieses einen Tages,

an dem 15.000 Menschen oder Würfel verblaßten resp. fielen, damit

die Dinge sich ändern, sich zum Besseren wenden konnten,

nämlich Theo von der Napola in Sonthofen den Abgang und bei Kissinger in Havard den Durchgang nehmen konnte, wenn diese katalaunige Bemerkung erlaubt ist, bis er wußte:

Wann immer die Amerikaner es seither unternommen haben, andere Länder zu befreien oder aus äußerster Bedrohung zu erretten, Vietnam zuvörderst, aber auch Korea, sogar Grenada, stand ihnen das hehre Beispiel des Jahres 1944 vor Augen. Man muß dies verstehen, auch wo man es kritisiert.

Und Ferlemann hat mit maßgeschneiderter Streik-Strategie vorgeschrieben, daß ein 60-Millionen-Volk (oder doch seine Studienräte) das jetzt in vollem Umfang lesen durfte? Was erwartet die Leser da erst jenseits des Streiks? Ich wage nach allem, was zum D-Day möglich war, die Prophezeihung, daß ich im Herbst bei der Deutschen Verlagsanstalt ein Buch herausgebe, von dem Theo sich nicht erholen wird. Diese Heldensage von archaischer Gewalt soll den Titel tragen:

Theo Sommer - Blick zurück in die Zukunft, Neujahrsbetrachtungen 1973-1983, ca. 120 Seiten, 14,80 Mark

Denn mein ist die Lache, spricht der Hermann L..

In der »Süddeutschen Zeitung« konnte man lesen, was die Funktionäre der Druckergewerkschaft den Millionen Lesern statt der von ihnen zensierten Artikel in Zukunft vorsetzen wollen:

Zeus hat sich in einen russischen Bären verwandelt, der Europas Neffen Prometheus in den Kaukasus verschleppt und dort an einen Felsen geschmiedet hat, um ihn in Ruhe zu verspeisen. Vielleicht ist er auch der amerikanische Adler, der jeden Morgen auf stählernen Schwingen den Ozean überquert, um von Prometheus' Leber zu fressen, in dem kindlichen Glauben, es handle sich um den Geist Europas. Bär und Adler streiten sich krächzend um ihre Beute... Worin besteht dieses kulturelle Erbe heute? Es besteht nicht in Institutionen wie Kaiser- und Papsttum, Ober- und Unterhaus, Politbüro und Zentralkomitee - es besteht im Geist, der diese Institutionen geschaffen und notfalls auch wieder zerstört hat. Die Institutionen kommen und gehen, aber der Geist bleibt.

Da sieht man, wohin es Ferlemann mit dem Streik noch bringen will. Statt »2:1! Endlich! Völler!« oder, wenns partout um Europa gehen soll: »Deutsche Urlauberin von 8 Sizilianern vergewaltigt« (»Bild« am 18. Juni, mitten im Streik) sollen wir unter dem irreführenden Titel »Europa - die geschändete Liebe« die »Reflexionen über Mythologisches aus aktuellem Anlaß« lesen, bloß weil der Verfasser ein ehrenamtlicher Funktionär der IG Druck und Papier ist, der sich zu allem Überfluß auch noch den irreführenden Namen H.C. *Buch* zugelegt hat.